

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

303
In solch spreche wilkomen der mere brun-
 ger do bin ich. alles do ic halene vromē.
 dast gar ein wint nu sagend mich. ich
 wil miete vñ wirt mit lon icho gut.
 ich sage iure de vñ lantze tut. sehet wo
 man mir eren biete.
 304
Ich wil tütichen fivore sage. solhu miete
 de si teste das. alder wite soln behagen.
 ane groste miete tün ich do. ze richem
 lone sint si nur zehere. so bin ich gesi
 ge vñ biete sūhtes miete. want si sūht
 geissen schon.
 305
Ittiche man sint wol geroge. als en-
 gel sint ou wib getan. swet si schā
 der der ist betrogen. ich en kan sin ander
 milt. vñ an vogent vñ reine mine swet
 die sechen vñ. der sol komē in vuser
 lant dast wime vil. lange mēste ich le-
 ben dar inne.
 306
Ich han lante vil gesehen vñ nam d' be-
 sten game war. uel mēste mit gesche-
 hen. hante ich re mit hae bringe dar. de
 ime wolde wol gevallen. vñ om der sitre
 was hulde mich ob ich virehte sitre in
 tichu. vñht gat vñ in allen.
 307
Von der elite vñ an dentin vñ wid
 onz in vngelant. so nroge wol di
 besten sin. die ich in der wite han bekāt.
 kan ich schōwen. gyt geleste vñ den hē.
 tem mir got so swire ich wol de da vñ
 wib. bester sint danne and' swa die swone.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde
Juni 1941, Heft 6 • Preis M 6.60

Inhaltsverzeichnis

J. D. Plassmann	Das Sinnbild im Märchen	201
Hans-August Herrmann:	Formgut und Sinnbildgehalt der Brett- ausschnitte und Stiebelläufen holsteinscher Bauernhäuser	211
Die Fundgrube	Zum Handzepter	226
	Menschenopfer oder Zukunftsbefragung?	226
Aus der Landschaft	Schrotholzkirchen als Zeugen germani- scher Baukultur	230
	Ein Eulenspiegelstein	232
	Der Wunderstein in Seefeld - eine ger- manische Rosttrappe?	233
Die Bücherwaage	Deutsche Kultur im Leben der Völker	237
	Gerhard Vais: Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römi- schen Welt	238
	Germanisches Volkserbe im Alamannen- dorf Wintersweiler	239
Den Umschlag gestaltete E. Herdinger, Augsburg, nach dem Deutschland- lied des Walther von der Vogelweide aus der Manessischen Handschrift.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenfunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe«. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 6.

Bezugspreis: Einzelheft M. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post M. 1.80. Zah-
lungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeit-
schriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls
bei Postzustellungen unserer Zeitschrift »Germanien« Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten
wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag,
Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

J. D. Plassmann: Das Sinnbild im Märchen

Die neuere Märchenforschung hat auf Grund eines Stoffes, der seit der Sammlung
der Brüder Grimm auf ein Vielfaches angewachsen ist, eine vergleichende Motiv-
forschung begründet, der alljährlich eine Menge von Einzelforschungen und auch von
Teilbarstellungen einzelner Motivgruppen zuwächst. Es ist dabei der erfolgreiche Versuch ge-
macht worden, dem Wesen des Märchens und der Märchenphantasie näherzukommen und dies
Gebiet zu einer Reihe von verwandten Gebieten in eine innere Beziehung zu setzen. Man hat
auf diese Weise eine Reihe von mythenbildenden Motiven festgestellt, die einen Vergleich mit
den verwandten Erscheinungen des Mythos und der Sage ermöglichen. Auf diese Weise ist es
möglich, das Gebiet des Märchens gegen jene verwandten Gebiete abzugrenzen; es ist aber
auch ein erheblicher Bestand an Gemeinsamkeiten festzustellen, die sich als ein fester Besitz
durch alle drei Gebiete ziehen.

Die Motifforschung hat sich nun bisher fast ausschließlich mit jenen Motiven beschäftigt, die
unmittelbar handlungsbildend sind, die also schon einen Denkvorgang widerspiegeln, der im
Epischen wurzelt; die also nur in einer fortwährenden Handlung vorstellbar sind. Es gehört
dahin die ganze Fülle von Motiven, die den eigentlichen Organismus der Erzählung aus-
machen, die aber häufig untereinander ausgetauscht und in andere Beziehung gesetzt werden
können. Ein Teil dieser Motive ist als Niederschlag uralter Glaubenselemente erkannt und
gewertet worden. Neuerdings hat man, mit mehr oder weniger Glück, die Ergebnisse der
Psychologie für die Märchenforschung nutzbar gemacht und sie sogar in bedenklicher Weise als
Zeugen für psychoanalytische Anschauungen ausbeuten wollen. Als fruchtbar hat sich in jün-
ger Zeit die Entdeckung alter kultischer Gemeinschaftsformen in manchen Märchenformen er-
wiesen (1) ohne daß damit ein irgendwie erschöpfendes Bild von den verschiedenen Forschungs-
zweigen gegeben sein soll.

Wir scheint, daß ein Gebiet dabei bisher fast ganz vernachlässigt worden ist, nämlich das des
gezeichneten Bildes, wie ich das anschauliche Element in dem oft sehr vielfältigen Darstellungs-
bereiche des Märchens nennen möchte. Es tritt zwar fast immer in so enger Verflechtung mit
der Handlung in die Erscheinung, daß es selbst gewissermaßen in Handlung überseht erscheint.
Aber wenn man einen Blick für das Bildhafte hat, so wird es im allgemeinen leicht gelingen,
das gezeichnete Bild aus der Verflechtung mit der Handlung zu lösen und es auf seine ur-
sprünglichen bildhaften Elemente zurückzuführen. Die Sage, insbesondere die Heldensage,
bietet uns eine Reihe von Beispielen dafür, daß szenische Darstellungen als Handlungsbestand
in einen Sagenbereich aufgenommen und innerhalb desselben weiterentwickelt werden kön-
nen (2). In diesem Falle ist allerdings die bildhafte Darstellung schon selbst Handlung, wenn
sie auch zuweilen in Ruhepunkten dargestellt ist. Es gibt aber eine andere Art von bildhafter
Darstellung, die eine grundsätzlich andere Sprache spricht; es ist nicht die Wiedergabe einer
Handlung, sondern unmittelbarer Ausdruck eines Gehaltens. Dieser kann freilich nur
dann verstanden werden, wenn man die besondere Vorstellungswelt dieser Bilder kennt. Ich
meine damit die Welt des Symbols, das wir heute als Sinnbild zu bezeichnen pflegen.

Um das Sinnbild ganz klar von dem Bereiche der Handlung abzugrenzen und seine Beziehung
dahin zu klären, müssen wir uns davor hüten, das Sinnbild oder das Symbol mit der Alle-
gorie zu verwechseln, wie es noch sehr häufig geschieht. Die Allegorie, auch als bildlicher
Niederschlag, hält sich durchweg im Bereiche der Handlung, des Geschehens; das Sinnbild
steht völlig außerhalb dieses Bereiches, es wurzelt im Abstrakten: Es ist dabei freilich nicht an
eine Abstraktion im gedanklichen Sinne zu denken, sondern an eine Abstraktion der inneren
Struktur von allem sinnlichen Beiwert (3). Das wird an dem, was ich als Beispiel vorzu-
führen habe, noch deutlicher werden. Bachofen hat das Verhältnis des Symbols zum Mythos
(und darin können wir im weiteren Sinne ja auch das Märchen wenigstens in vielen Fällen
einbeziehen) klar erläutert in den bündigen Worten: »Der Mythos ist die Gegebe des Sym-
bols.« Dieser Satz gibt zugleich klar zu erkennen, was unter dem Symbol verstanden werden

muß; die Gegeße einer Allegorie wäre alles andere als Mythos, sondern in den meisten Fällen Moral.

Es fehlt hier der Raum, diese Zusammenhänge theoretisch des breiteren zu erörtern. Ich will daher gleich auf ein einzelnes Beispiel eingehen, das, wie mir scheint, den Satz von Bachofen besonders eindringlich erläutert, das Wesen des Sinnbildes klärt und endlich zeigt, wie uns die vergleichende Märchen- und Sinnbildforschung einen Weg weist, um zum Eingehalt des Sinnbildes vorzudringen. Das ist schon deshalb dringend notwendig, weil die in den letzten Jahren auf breitem Raume vordringende Sinnbildforschung in mancher Hinsicht noch einer festen gedanklichen Begründung ermangelt; und weil auf diesem Gebiete die Gefahr besonders groß ist, daß eine deutende Phantasie ohne sicheren Leitfaden alles mit allem in Beziehung setzt.



Das Grimmsche Märchen von den drei Schlangenblättern (RM 16) erzählt: Ein armer Jüngling heiratet eine Königs-tochter, doch muß er geloben, sich mit seiner Frau begraben zu lassen, wenn diese vor ihm stirbt. Der Fall tritt eher ein, als er dachte; es heißt dann weiter: „Als der Tag kam, wo die Leiche in das königliche Gewölbe beigelegt wurde, da ward er mit Hnabgeführt und dann das Tor verriegelt und verschlossen. – Neben dem Sarg stand ein Tisch, darauf vier Lichter, vier Laibe Brot und vier Flaschen Wein. Sobald dieser Vorrat zu Ende ging, mußte er verschmachten. . . . Indem er so vor sich hinsahnte, sah er aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervorkriechen, die sich der Leiche näherte. Und weil er dachte, sie käme, um daran zu nagen, zog er sein Schwert und . . . hieb sie in drei Stücke. Aber ein Weilchen froh eine zweite Schlange aus der Ecke hervor, als sie aber die andere tot und zerstückt

liegen sah, ging sie zurück, kam bald wieder und hatte drei grüne Blätter im Munde. Dann nahm sie die drei Stücke von der Schlange, legte sie wie sie zusammengehörten, und tat auf jede Wunde eins von den Blättern. Als bald fügte sich das Getrennte aneinander, die Schlange regte sich und ward wieder lebendig, und beide eilten miteinander fort.“ Der junge Mann nahm nun die Blätter auf, legte eins davon auf den Mund, die beiden anderen auf die Augen der Toten, die wieder aufwachte. Beide verließen zusammen die Grabkammer und kehrten ins Leben zurück.

Das Märchen hat eine Anzahl von Parallelversionen, die bis in die griechische Sage von Polydros und Glaukos zurückgehen (4); in dieser Form ist es in einem Dorfe im Paderborner Land und fast gleichlaufend in dem heftischen Dorfe Hof am Habichtswalde aufgezeichnet. Eine große Menge von Fassungen bei verschiedenen Völkern welch in Einzelheiten davon ab;



Abbildung 1 (links nebenstehend). Taufstein im Dom zu Königsberg. Abbildung 2 (oben). Titelblatt zu dem Werke: De sili febrili, 1739. Aufnahme Bildarchiv (B)

„da diese Abweichungen durchweg als Entstellungen zu betrachten sind, fragen wir weiter nach dem Ursprunge der soviel altertümliche Züge enthaltenden deutschen Erzählung“ (5). Eine Aufhellung dieser Ursprünge führt allerdings zur Entdeckung merkwürdiger Zusammenhänge. Höchst auffallend und in keiner anderen Fassung vorkommend ist die plastische Schilderung einer unterirdischen Grabkammer, in der bei einem Königspaaire ein Tisch mit Speise und Getränkegefäßen steht. Einer der schönsten Funde unserer Vorgeschichtsforschung hat uns nun die anschauliche Vorstellung einer solchen Grabkammer gegeben: Es ist das wandalische Königsgrab von Salrau in Schlesien (Abb. 3) (6), das als „Sarg“ ein holzgeschnitztes Bett enthält, vor dem ein großer Tisch mit Gefäßen und einem Brettspiel steht. Speisen und Getränke wurden bekanntlich nach allgemeinem Brauche mit in das Grab gegeben. Das Märchen

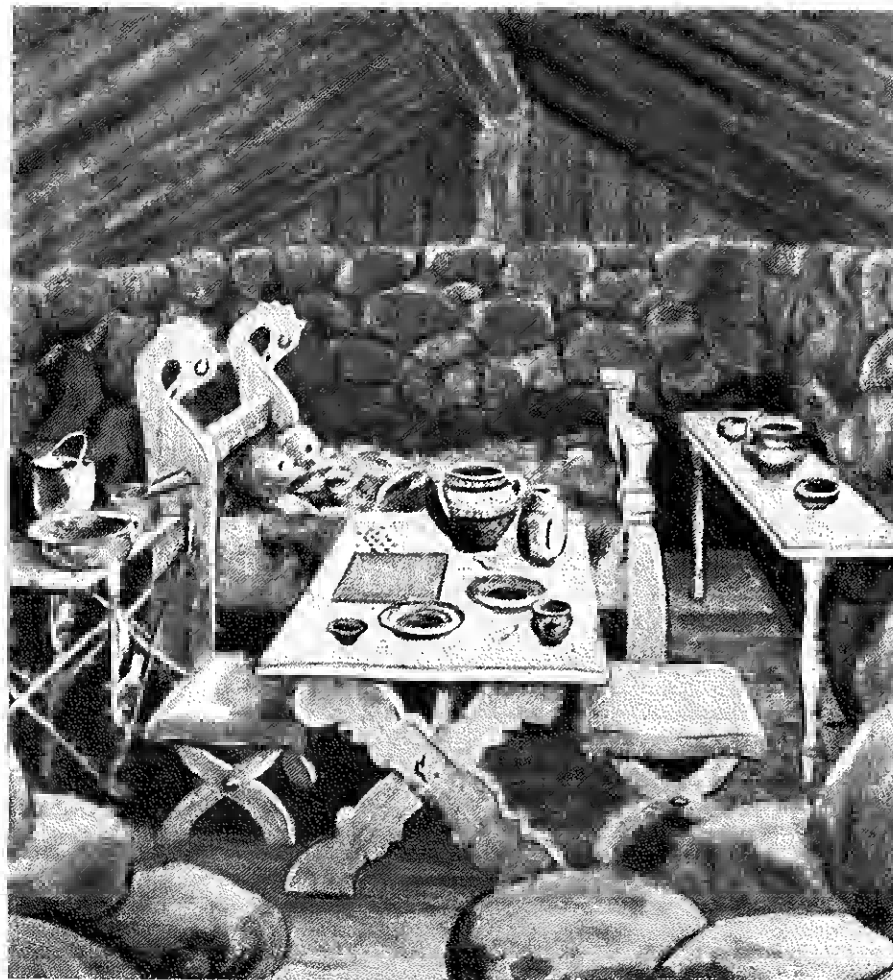


Abbildung 3. Grabkammer des wandallischen Königsgrabes von Sisebut, 4. Jahrhundert.

hat also die Vorstellung von einer solchen Besehung in unterirdischer Grabkammer mit überraschender Treue gewahrt. Den Märchenforscher wird das überzeugen, daß trotz aller gleich oder ähnlich lautenden Fassungen bei fremden Völkern das Märchen schon seit der germanischen Zeit bei uns zu Hause ist.

Aber diese Grabkammer ist erst der Rahmen für den eigentlichen bildhaft-symbolischen Kern der Geschichte: die beiden Schlangen, deren eine drei Blätter (wohl gleichbedeutend mit einem Dreiblatt) im Munde trägt. Wir kennen nun eine ganze Reihe von gleichlaufenden Fassungen, in denen die Schlange ein Kraut im Munde hält, das die lebenweckende Kraft besitzt; es sind zum Teil auch andere Tiere (7), die ein Kraut oder eine Wurzel im Munde tragen, vor allem der Hirsch, dessen Verbindung mit dem Dreiblatt in Sage und Bild mehrfach zu erwählen ist (8). Aber die Schlange mit den drei Blättern ist wieder unserem Märchen allein eigentümlich; und der Vergleich mit bildhafter Überlieferung zeigt uns wiederum, daß hier eine eigen-

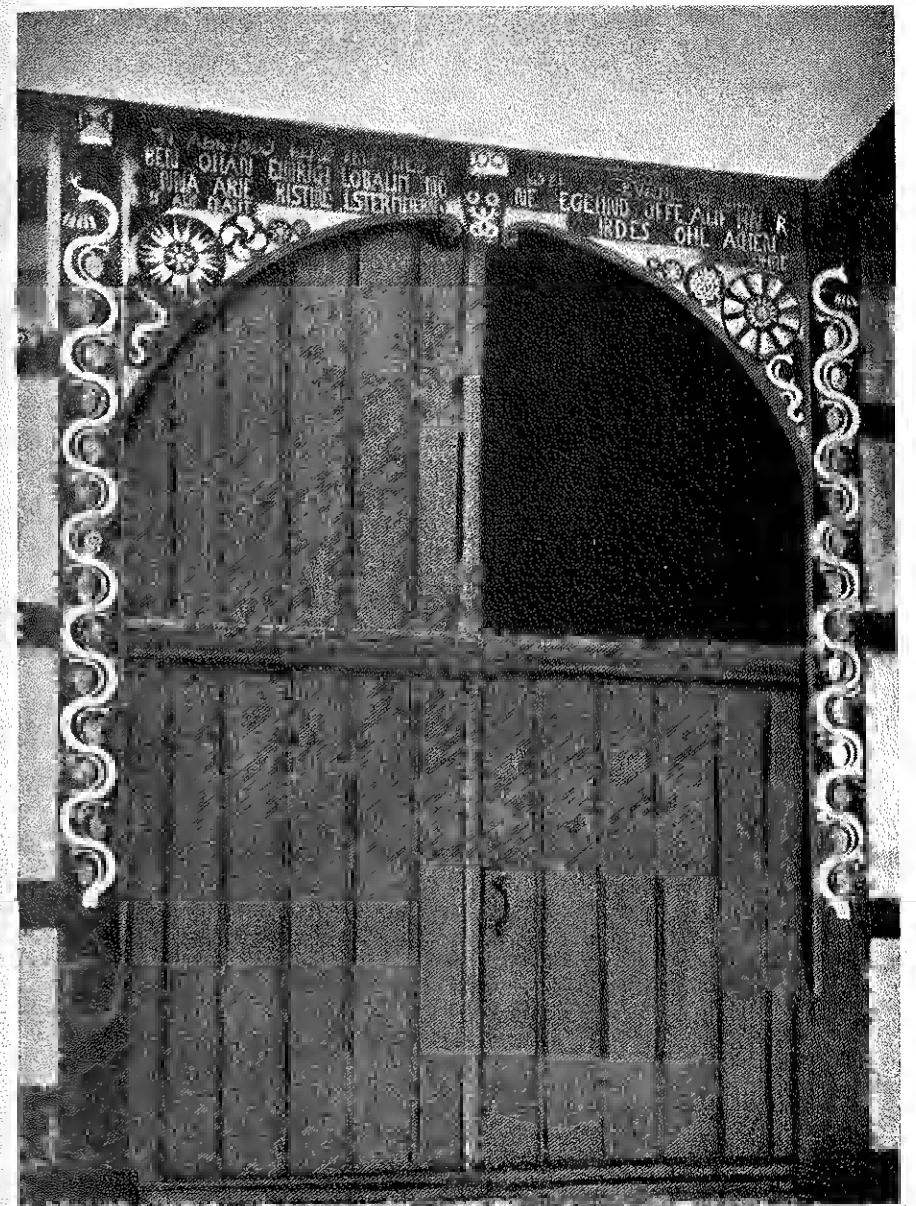
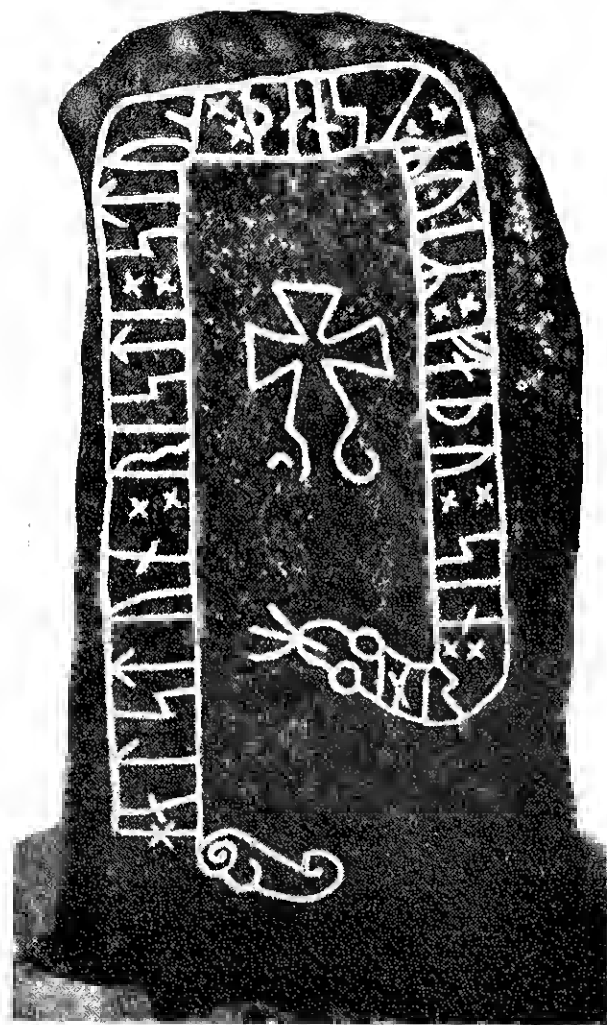


Abbildung 4. Hoftor im Westfalen, Schlange mit Dreißproß (links).

tümlich germanische Überlieferung vorliegt, die wir so weit rückwärts verfolgen können, bis wir zu ihrer ursprünglichsten sinnbildlichen Form vorstoßen.

Ein glücklicher Zufall spielte mir eine bildliche Darstellung in die Hand, die genau den Inhalt unseres Märchens wiedergibt (Abb. 2). Es ist das Titelblatt eines medizinischen Werkes, das im Jahre 1739, also fast ein Jahrhundert vor dem Erscheinen der Grimmschen Märchen, in Leyden gedruckt worden ist. Man sieht, wie ein junger Mann einer jungen Frau aus dem

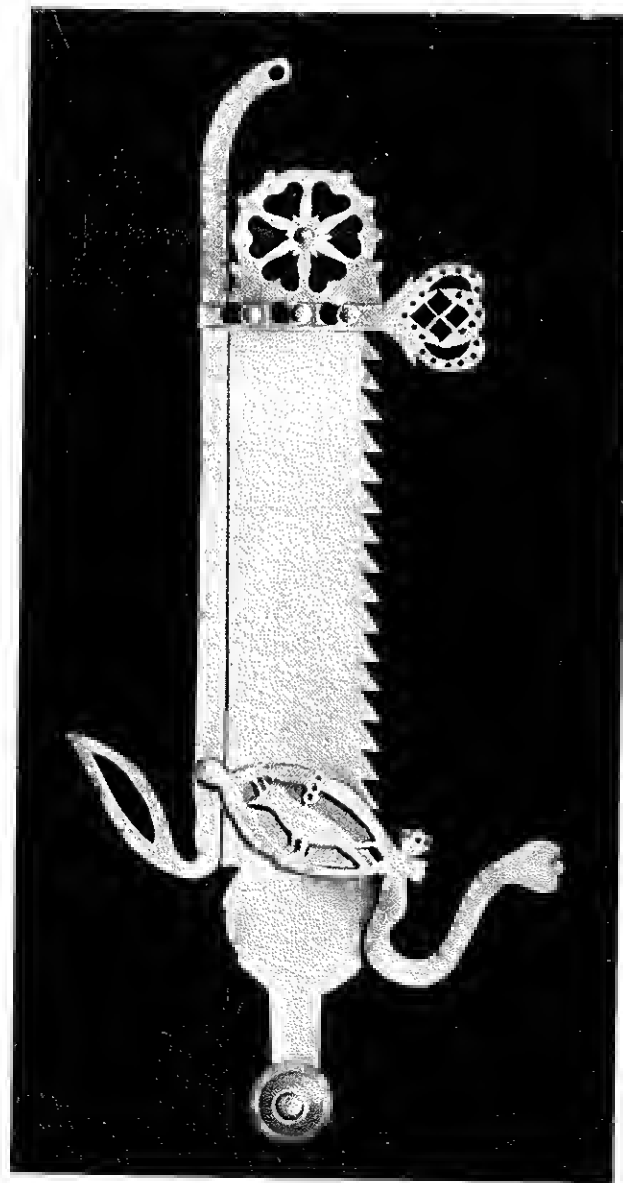


geöffneten Deckel einer Gruft hilft. Der Tod bemüht sich, sie zurückzuhalten; um das Feuerbecken vorne windet sich eine Schlange, die drei Blätter (ein Dreiblatt) im Munde hält. Die gleiche Schlange erscheint auf der linken Seite des Kreises, in dem das Bild steht (hier nicht sichtbar). Es kann sich hier, trotz scheinbarer Ähnlichkeit, nicht um die griechische Askulap-schlange handeln, denn diese ist nirgendwo mit drei Blättern im Munde dargestellt. Der Kupferstecher hat hier die wesentlichen Motive des Märchens von den drei Schlangenblättern zusammengestellt; es ist höchst wahrscheinlich, daß er dies Märchen hat darstellen wollen, und zwar gewissermaßen als bildlichen Ausdruck für die lebensweckende Kraft der Heilkunde. Da der Verfasser des Buches aus Bremen stammte, so wäre es denkbar, daß dieser die Anregung zu dem Bilde gegeben hat. Damit rückt die bildliche Darstellung in die Nähe des Gebietes, in dem das Märchen aufgezeichnet worden ist. Der sinnbildliche Charakter dieser Schlangendarstellung ist aber erst zu erweisen, wenn wir die Schlange und das von ihr im Munde geführte Zeichen in der abstrakten Urform und im



Abbildung 5 (links nebenstehend). Runenstein von Söby, Östergötland. Abbildung 6 (oben). Wappen der holländischen Familie Van Steenhuyse. Zwei Schlangen mit dem zur „Alge“ weiterentwickelten Dreisproß.

übrigen auch in der Verbindung mit dem Grabe finden. Da die Erhaltung der germanischen Denkmäler Glücksache ist, so ist das Vorhandensein eines solchen Zeugnisses um so höher zu schätzen. Ein Runengrabstein zu Söby in Schweden (Abb. 5) zeigt eine Schlange, die ein dreiteiliges Gebilde im Munde trägt; dies entspricht in seiner Form genau der bekannten Man-Rune, die hier zweifellos als Sinnbild verwendet wird. Wie kennen aus derselben Gegend noch einen anderen Grabstein dieser Art (9); das Titelbild von Leyden aber zeigt das Sinnbild in der letzten, zum Sinnfälligen entwickelten Form, das auf dem Runenstein in dem gleichen Zusammenhang, aber in der abstrakten, runischen Gestalt zu sehen ist. Die Schlange und den Dreisproß aber finden wir gewissermaßen als Binderune schon sehr viel früher, nämlich auf einer bronzzeitlichen Felszeichnung zu Torseshog bei Einris in Skåne (Abb. 7b); stehen diese Felszeichnungen wirklich mit dem Totenkult in Verbindung, so wäre auch die Beziehung die gleiche. Wie das Märchen zeigt, ist die Wiebergeburt zu neuem Leben der Sinngehalt dieses Sinnbildes.



Dieser Sinngehalt ist in christlicher Zeit vielfach mit christlicher Lehre verbunden worden; so finden wir germanische Sinnbilder häufig auf frühen christlichen Taufsteinen im germanischen Bereich. Die Anknüpfung bot in diesem Falle der christliche Gedanke der Wiedergeburt aus dem Wasser der Taufe (sicut quis renatus fuerit ex aqua et e spiritu, Joh. 3, 3 ff.). So zeigt uns ein Taufstein aus Orlamünde sehr schön das Dreiblatt in Verbindung mit der aus zwei „Wurmlagen“ bestehenden Schlange (Abb. 8), ganz in der Form der Felszeichnung. Ein Taufstein im Dom zu Königsberg zeigt dagegen, wie sich der „Wurm“ mit dem Dreiblatt



Abbildung 7 (links nebenstehend). Kesselhaken aus Nottuln, Westfalen. – Abbildung 7a (links nebenstehend oben). Wappen der Blesfont. – Abbildung 7b (links nebenstehend unten). Felszeichnung zu Dorshog. – Abbildung 8 (oben). Taufstein aus Orlamünde, Pommern. Schlange mit Dreiblatt. Aufnahme Bildarchiv.

unter dem Einfluß der mittelalterlichen Drachensagen weiterentwickelt hat (Abb. 1): Hier ist der Schwanz des Drachens (der ja verwandt ist mit dem Schlangensymbol) zu einem dreiteiligen Gebilde weiterentwickelt, das häufig als „Lebensbaum“ oder gar als „Irminsul“ bezeichnet wird. Es scheint eine Umkehrung der ältesten abstrakten Darstellung (Zoreskog) zu sein, wenn in sehr vielen mittelalterlichen Drachendarstellungen der Schwanz des Drachens dreiteilig ausläuft; so auf dem bekannten Kramfundsstein mit der Darstellung von Siegfrieds Drachenkampf, so auch auf dem ziemlich frühen Drachenschild am Egerstein und anderswo. Dies Motiv hat sich in der Volkskunst bis heute gehalten: Ein Beispiel für viele ist der schöne Kesselhaken aus Nottuln im Münsterlande (Abb. 7), der überhaupt an altertümlichen Motiven reich ist. Das „Hahl“ hat ja im Brauchtum des Hauses (am Sitze der Hausgeister) bekanntlich besondere Bedeutung. Wenn wir das gleiche Motiv auf Familienwappen wiederfinden, so dürfte der Gedanke der ewigen Wiedergeburt ebenfalls die Ursache sein. So dürfen wir in dem Wappen der holländischen Familie Van Steenhuyss (Abb. 6) die beiden Schlangen wiedererkennen, die in den Dreisproß auslaufen (der hier zur sogenannten „Elle“ weiterentwickelt ist). Ich möchte noch der Vermutung Ausdruck geben, daß ein weitverbreitetes Sagenmotiv, nämlich der „bis unter die Achseln“ vom Lindwurm verschlungene Mensch (Hidrekfaga, Eintram) (10) auf ein mißverständenes Sinnbild zurückgeht. Daß ein Mann mit erhobenen Armen als sinnfällige Weiterbildung die Rune Man erzeugen kann, hat die vergleichende Sinnbildforschung längst gezeigt. So halte ich auch diese Darstellung, die auch das Wappen der (langobardischen) Familie Visconti in Mailand zeigt (Abb. 7a), für eine Weiterbildung des ältesten Sinnbildes: die Wiedergeburt des „Man“ aus der lebenspendenden Schlange. Es wird damit zusammenhängen, wenn nach der Vita S. Barbati die Langobarden „das ehernen Bild einer Schlange verehren“, die vielleicht eine Schlange mit einem Dreisproß war.

Zum Schluß sei noch auf ein bedeutungsvolles Zeugnis der heutigen Volkskunst hingewiesen, das uns in die Gegend zurückführt, in der das Märchen von den drei Schlangenblättern aufgezeichnet worden ist. Ein Dielentor im Biederland (Abb. 4) zeigt das verbreitete Motiv der schlangenartigen Gärten zu beiden Seiten; die Schlange links endigt oben in einem deutlich erkennbaren Dreisproß, der noch nicht zum Dreiblatt weiterentwickelt ist. Bei der großen Bedeutung, die das Tor im Volksglauben hat (Wilde Jagd usw.), darf man auch hier an die Erhaltung eines alten Sinnbildes in dem Formenbestande der Volkskunst denken.

Ich habe mich hier auf die Darlegung des allernotwendigsten Gedankenganges beschränken müssen; gestützt auf eine Beispielsreihe, die nur einen Ausschnitt aus dem vorhandenen Stoff wiedergibt. Ich kann den Lesersatz von Bachofen an einer Reihe weiterer Sinnbildmotive im Märchen bestätigen. Das hier behandelte Beispiel gibt uns wohl einen Einblick in Zusammenhänge, deren weitere Erforschung fruchtbare Ergebnisse sowohl für die Runen- und Sinnbildkunde wie auch für die Sagen- und Märchenforschung erbringen wird.

Der vorstehende Aufsatz erschien in „Volkswort“, Jahrbuch des Staatlichen Museums für Deutsche Volkskunde (Eugen Diederichs Verlag in Jena).

(1) D. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen. Frankfurt 1934. — (2) Zahlreiche Belege bei E. Jung, Germanische Götter und Helden in germanischer Zeit. — (3) Ich habe diese Beziehungen ausführlich untersucht in dem Aufsatz „Sinnfälliges und Sinnbildliches“. Germanien 1933, S. 33–41. — (4) Anmerkungen zu den Märchen der Brüder Grimm. Neu bearbeitet von J. Bolte und S. Polivka (1913), S. 126 ff. Der zweite Teil des Märchens, der von der Untrene der wiedergeborenen Gattin handelt, steht mit dem Kernmotiv, das uns beschäftigt, nur in äußerem Zusammenhang. — (5) Bolte-Polivka a. a. O., S. 128. — (6) „Im Totenhaus, im geschnittenen Bett, liegen König und Gattin bestattet, in schöne Gewänder gekleidet, Goldschmuck tragend. Silbergefäß und Bronzegefäß auf dem bronzenen Tisch (links), Beute, die der König aus dem Nimmerkrieg heimbrachte. Auf dem Tisch bunte Glaschalen und Soufflé sowie das beiden besonders lieb gewesene Brettspiel.“ (Jörg Lechter, 5000 Jahre Deutschland, 1936, Titelblatt.) — (7) Bolte-Polivka, S. 129. — (8) Zahlreiche Beispiele bei B. Kellermann, Der Hirsch. Germanien 1940, S. 128 ff., S. 168 ff. — (9) Vgl. Erik Brate, Östergötlands Runinskrifter. Andra Häftet, Pl. LVII, Nr. 1; Pl. XXXVIII, Nr. 2. — (10) Vgl. Hermann Schneider, Deutsche Heldensage, 1930, S. 83.

Hans-August Herrmann: Formgut und Sinnbildgehalt der Bretttausschnitte und Siebellenen holsteinischer Bauernhäuser

Sterbendes Formgut holsteinischer Bauernhäuser.

Die Notwendigkeit einer verstärkten wirtschaftlichen Nutzung von Grund und Boden zwang seit Jahren in vielen Fällen zu einer weitgehenden baulichen Veränderung, und einer damit verbundenen Umstellung der Bewirtschaftung bäuerlicher Betriebe der vorhandenen Gebäude oder zum Ersatz älterer, in ihrer Raumeinteilung ungeeignet erscheinenden Baulichkeiten durch Neubauten. Die Verwendung neuer Baustoffe und Bauweisen ließen so in Holstein einen immer größeren Teil der noch vor wenigen Jahren allein üblichen niedersächsischen Bauernhäuser verschwinden. Vor allem auch durch die neuartige Eindeckung geht notwendigerweise ein mit der früheren Reichbedachung ursächlich zusammenhängender baulicher Bestandteil der Bauernhäuser, die zum Schutz des Daches gegen Beschädigungen durch den Wind vor den firstenden angebrachten Holzverkleidungen, die sogenannten Windbretter, verloren und mit ihnen verschwinden auch die in diese Bretter eingeschnittenen Öffnungen, die Uhlfluchten oder Bretttausschnitte.

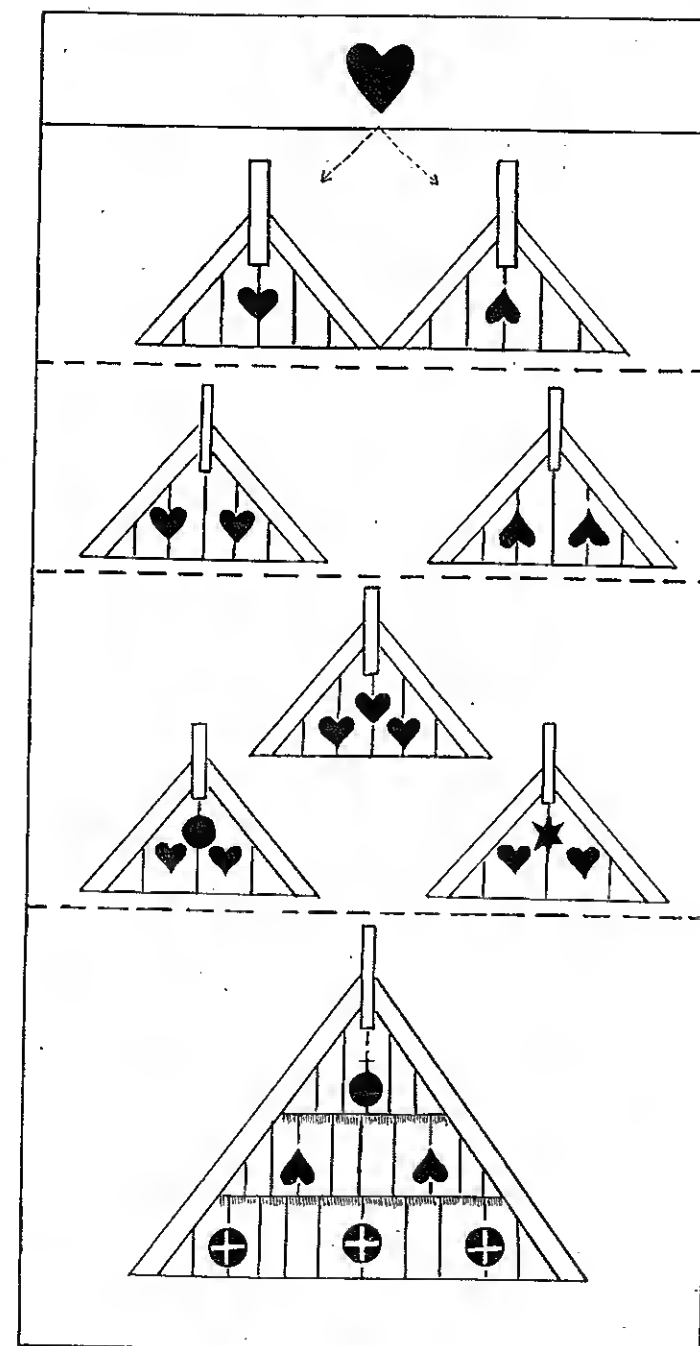
Die Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Aus der Notwendigkeit für den Bodenraum des Bauernhauses in irgendeiner Form Luftöffnungen zu schaffen, um für eine ausreichende Verbundung des bei der Lagerung von Rohmaterial auf dem Hausboden unvermeidbar auftretenden Schweißwassers zu sorgen, wurden auf der Giebelseite des Gebäudes in die Windbretter der Walmdächer oder in die Bohlen des verbretterten Stieglebels kleine Öffnungen eingeschnitten, die in Holstein gemeinhin als Uhlflücker, Uhlfluchten oder auch Bretttausschnitte bezeichnet werden. Diese Bretttausschnitte wurden in ihrer mannigfachen Formgebung bald zu bodenständigen Schmuckformen ausgebildet, die, wenn auch nur als wenig beachtete Zutaten zum Hauskleide, kennzeichnend geworden sind für die Baukultur des holsteinischen Bauernhauses.

Die Formen der Bretttausschnitte an holsteinischen Bauernhäusern.

Die einfache, selbst für einen Nicht-Handwerker mögliche Art der Herstellung der Bretttausschnitte durch einen einfachen Sägeschnitt mit der Stichsäge ohne weitere Nachbearbeitung und die leichte Bearbeitungsmöglichkeit der als Grundmaterial verwendeten ein- bis zweizölligen Fichten- oder Eichenbretter lassen eine Vielzahl von Ausschnittformen entstehen. Im gleichen Dorf, am gleichen Gebäude und sogar im gleichen Giebelfeld kommen nebeneinander oder miteinander verbunden die verschiedensten Ausschnittformen vor. Es würde in der Tat fast unmöglich sein, die Formen der Bretttausschnitte völlig zu erfassen, wenn nicht in der Vielzahl der voneinander abweichend gestalteten Bretttausschnitte immer wieder einige wenige Formelemente zu erkennen wären, oder in bestimmten Gebieten die eine oder andere Form besonders kennzeichnend ausgearbeitet wäre oder zahlenmäßig gegenüber anderen Bretttausschnitten hervorträte.

Der Versuch einer Zusammenfassung der vorhandenen Vielzahl der Bretttausschnitte zu bestimmten Formgruppen zwingt zur Festlegung einiger Grundbezeichnungen. Im folgenden wird die einfachste nachzuweisende Art einer Gruppe von Bretttausschnitten als die Grundform dieser Gruppe bezeichnet werden und von ihren Abwandlungen oder Spielformen unterschieden. Findet sich in einem Giebelfeld oder Windbrett nur ein Bretttausschnitt, so wird dieser als alleinstehend, kommen zwei oder mehrere einfache Bretttausschnitte im gleichen Giebelfeld vor, werden sie als Verdoppelungsformen bezeichnet werden. Falls in ein Giebelfeld mehrere untereinander nicht verbundene Bretttausschnitte, die ihrer Form nach auf verschiedene Form-



Siebeldecke

Eidersee / Neufkirchen

Eibersdorf / Bantendorf

Bantendorf

Poppenbrügge / Biffau

Verbreiteter Giebel:

Schlüsbeck

Abbildung 1. Anwendung der Bretttausschnitte.

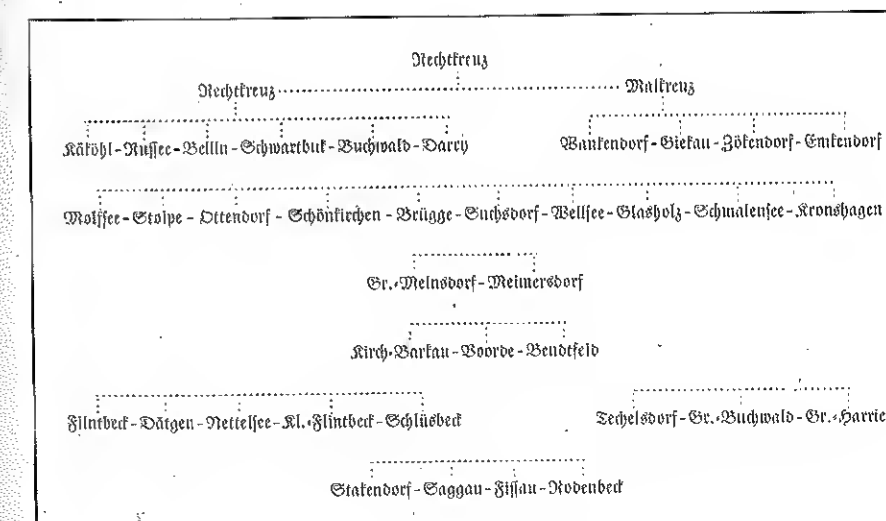
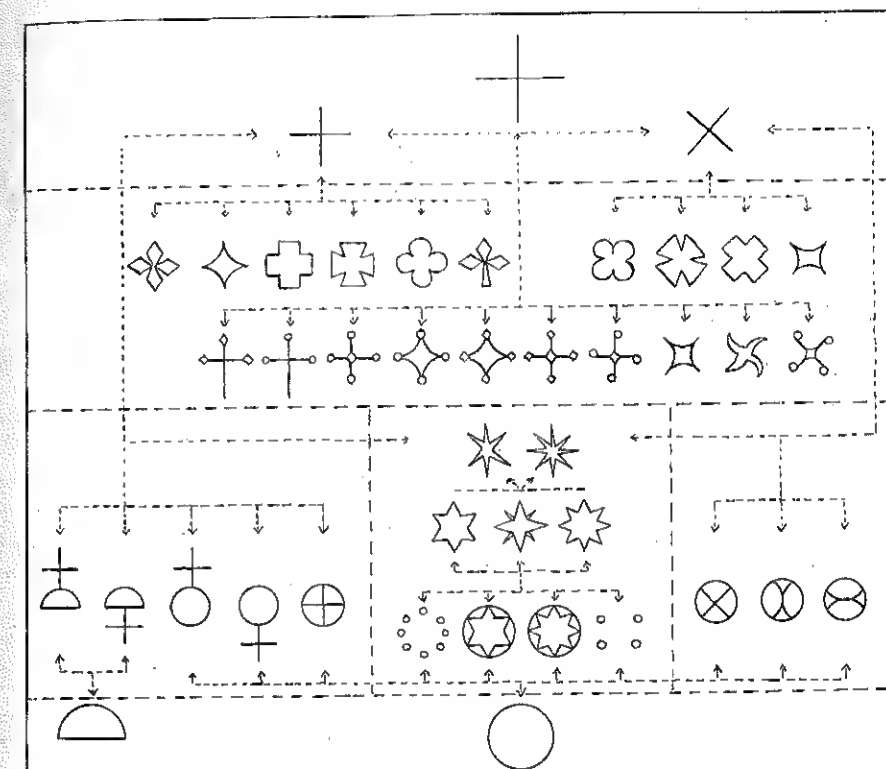
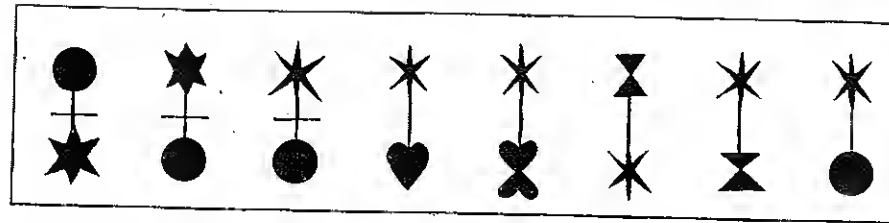


Abbildung 2. Kreuzförmige Bretttausschnitte.



Al.-Glinbeck - Al.-Glinbeck - Miellendorf - Bohnhufen - Gr.-Glinbeck - Miellendorf - Miellendorf - Miellendorf

Abbildung 3. Verblüdung von Sternformen mit anderen Bretttausschnitten.

gruppen bezogen werden müssen, eingeschnitten sind, sollen diese „Zusammenstellungen“ genannt werden; sind sie unmittelbar miteinander verbunden, werden sie als Zusammensetzungen oder „Kombinationsformen“ bezeichnet.

Bei einer solchen Einordnung ergibt sich, daß der weitaus größte Teil der Bretttausschnitte zu einigen wenigen Formgruppen zusammenzufassen ist. Der noch verbleibende Teil besteht aus zusammengesetzten Ausschnittformen, deren Einzelteile aber ebenfalls auf diese Formgruppen zurückzuführen sind.

1. Kreisförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Der eigentliche Zweck der Bretttausschnitte, Licht- und Luftöffnungen für den Bodenraum des Hauses zu sein, hat sich am stärksten bei den kreisförmigen Bretttausschnitten erhalten. Selbst dort, wo durch die Verwendung neuer Bedachungsarten die Bretttausschnitte nur noch in geringen Restbeständen nachzuweisen sind, oder sie durch das Vorziehen von massiven Brandfenstern des Massingiebels wieder nachzuweisen. Zahlenmäßig gehören die kreisförmigen Bretttausschnitte zu den am stärksten verbreiteten Formen.

Neben der einfachen geometrischen Kreisform werden besonders im Gebiet südlich der Kieler Förde Zusammenstellungen des Kreises mit anderen Formen als Bretttausschnitte benutzt. Am häufigsten sind Zusammenstellungen der Kreisform mit einem Rechteck anzutreffen, das dem Kreis ein- oder angefügt ist.

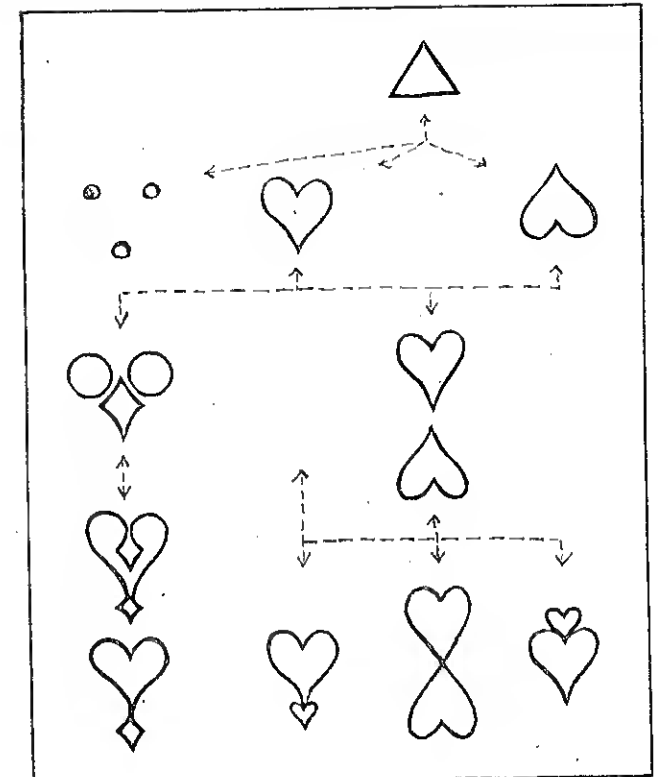
Seltener kommt eine Zusammenstellung der Kreisform mit einem eingesetzten Malkreuz vor, dessen Exzentel z. B. gegenläufig gebogen sind, so daß der Ausschnitt in vielen Fällen fast das Bild einer von einem Kreis eingeschlossenen stehenden Acht ergibt.

Die gleiche eigenartige Form entsteht aus der Zusammenfassung zweier sich berührender Kreis-schnitte, die das Bild einer liegenden oder stehenden Acht ergibt. Der Berührungspunkt der beiden Kreise ist dabei manchmal durch eine Kante umschrieben. In Verbindung mit anderen Formelementen kommen diese Ausschnitte nur einmal an einer Kante in Dvondorfer Redder vor, wo sie mit der Herzform und dem Nachbild eines Blumenfeldes zu einem eindrucksvollen Großausschnitt zusammengesetzt worden sind.

2. Halbkreisförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

In gleicher Zahl und entsprechender Verbreitung, besonders in den ostholsteinischen Gutsbezirken finden sich neben den kreisförmigen Bretttausschnitten auch solche mit der Grundform eines Halbkreises. Die Halbkreise sind durch ein einfaches Sprossenwerk in drei oder fünf Felder geteilt. Häufig ist auch eine Wiederholung des äußeren Halbkreisbogens durch eine in den Ausschnitt eingesetzte halbkreisförmig gebogene Sprosse zu beobachten. Die Halbkreise

Abbildung 4. Herzförmige Bretttausschnitte

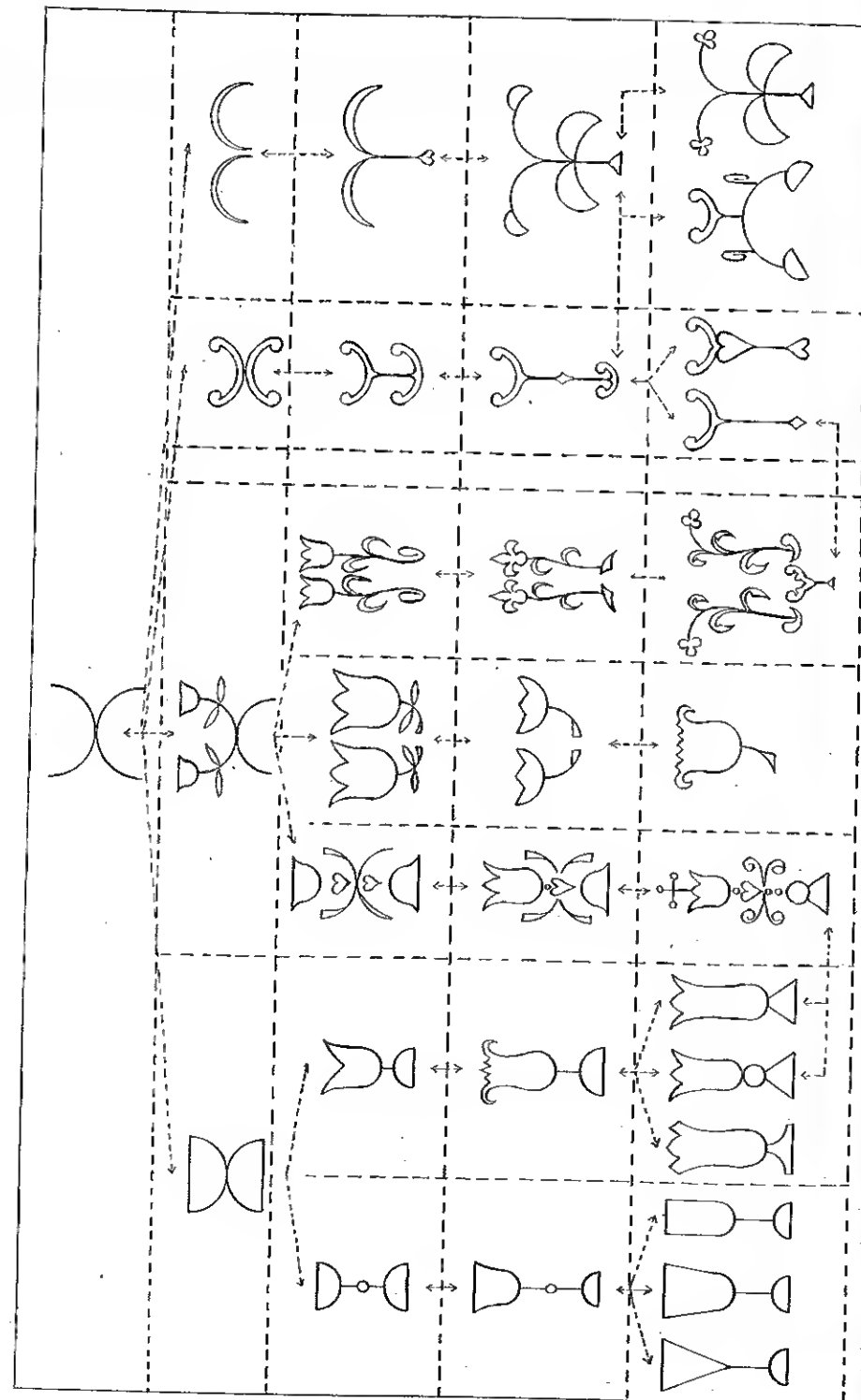


Bosau
Glin
Krogasze
Nehnten
Dvondorf
Bohnhufen
Miellendorf - Gr.-Glinbeck - Al.-Glinbeck

kommen kaum in Verbindung mit anderen Formelementen vor. Einzig finden sich Rechteckkreuze der gleichschenkligen Form, die gewöhnlich auf - selten unter - den Halbkreis gesetzt werden. Eine Sondergruppe der Halbkreis-ausschnitte hat sich in einigen Dörfern der Propstei herausgebildet. Es handelt sich um Formen, die sehr stark an die aus dem Balkenschmuck der Fachwerkhäuser bekannten, sogenannten halben Sonnen erinnern. Die völlige Übereinstimmung der Form und der Größe läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß hier eine Parallelbildung vorliegt. Die Grundelemente dieser Ausschnitte sind ebenfalls der Halbkreisbogen und dessen Wiederholung. Verschiedentlich findet sich unter den halbkreisförmigen Ausschnitten dieser Art noch ein weiterer Ausschnitt elliptischer Form, der zweifellos mit den in der Propstei allgemein gedäuchlichen elliptischen und ovalen Ausschnitten in Zusammenhang steht.

3. Kreuzförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Eine weitere, zahlenmäßig stark hervortretende Gruppe (vor allem im Gebiet der Kieler Förde) wird durch die Grundformen des Rechteckkreuzes (+) und des Malkreuzes (x) sowie durch die Koppelung dieser beiden Kreuzarten zu einfachen sternförmigen Ausschnitten gebildet.



Das Rechteck kommt in seiner Grundform entweder als gleichschenkliges Kreuz oder als Kreuz mit verlängertem Standschenkel vor, doch ist es nur selten anzutreffen. Häufiger sind Abwandlungen des Rechteckes, bei denen entweder die Schenkel des Kreuzes zu stilisierten Blättern umgeformt sind oder durch kreisförmige Sägeschnitte so umschrieben wurden, daß sich das Bild des bekannten Vierpasses ergibt. Das Malkreuz, das seiner Form nach nur als ein um 45° von der Senkrechten verdrehtes gleichschenkliges Rechteck anzusehen ist, kommt in Holstein als alleinistehender Ausschnitt gar nicht vor.

Weitaus häufiger als die einfachen Grundformen findet man Zusammensetzungen der drei Kreuzformen mit anderen, insbesondere mit kreisförmigen Bretttausschnitten (s. o.). In vielen Fällen dient ein Kreuzausschnitt auch als Verbindung zweier in der Form stark voneinander abweichender Formelemente, z. B. als Verbindung zwischen kreisförmigen und sternartigen Ausschnitten. Eine Eigenart dieser Kreuzausschnitte ist die Betonung der Schenkelfenden durch zusätzliche kleine kreis- oder rautenförmige Ausschnitte, die häufig nach rechts verschoben sind, so daß sich der Eindruck einer rechtsläufigen Drehung ergibt. Eine linksläufige Drehrichtung kommt nicht vor.

Verbreiteter als die reinen Kreuzausschnitte sind Verbindungen des Rechteck- und des Malkreuzes zu sternartigen Figuren, vor allem zum sechsstrahligen Stern, der gewöhnlich durch einen sehr engen Sägeschnitt ausgeführt wird, so daß der entstehende Ausschnitt vielfach an die Form der Hagal-Rune erinnert. Andererseits ist in ebenso vielen Fällen unverkennbar versucht worden, die Form eines Sternes darzustellen. Besonders stark tritt dieses Bestreben bei der Verbindung von Sechssternen und Kreis in Erscheinung. Statt des Sechssternes finden sich gelegentlich auch Erweiterungsformen zu Achtern, besonders dort, wo die Sternform noch von einem Kreisabschnitt eingeschlossen wird.

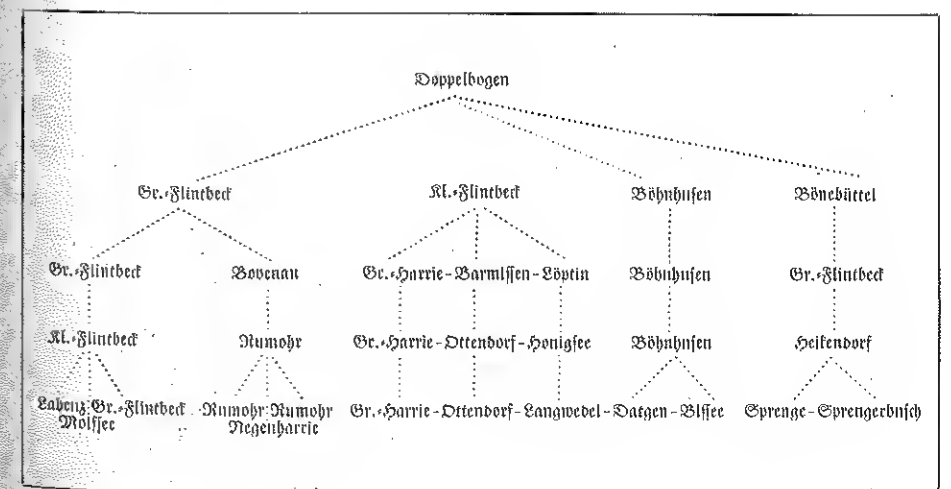
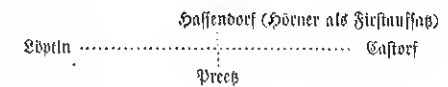


Abbildung 5 (links). Bogenförmige Bretttausschnitte

Neben den sechs- und achtschrahligen Sternformen finden sich in Holstein ganz vereinzelt noch vier- und zehnschrahlige Sternauschnitte. Auch diese dürften als Abwandlungen oder Erweiterungen der einfachen Kreuzformen anzusprechen sein. Von diesen bilden die vierschrahligen Sterne eine Sondergruppe, da sie durch eine breite Ausschweifung des Achsenschnittpunktes vielfach zu einem kantenförmigen Gebilde erweitert werden. Eine ganz klare Abgrenzung wie weit einzelne Auschnitte noch als Sternform oder bereits als Abwandlung der einfachen Kantenform anzusehen sind, läßt sich nicht immer geben, da die beiden Formgebiete sich teilweise überschneiden.

In Verbindung mit anderen Formelementen kommt die Raute vor allem mit herzförmigen Brettausschnitten vor.

Besonders fallen zwei Abwandlungen der Herzform auf. Mehrfach wird der Gesamteindruck eines herzförmigen Ausschnittes dadurch erreicht, daß zwei Kreisausschnitte mit einem Kautenausschnitt verbunden werden. Die beiden Kreise ergeben dabei die Herzflügel und die etwas nach unten verschobene Kante bildet die Herzspitze. Die Herzform wird dabei noch durch eine mit weißer Farbe auf das Siebelbrett aufgetragene herzförmige Umrißlinie besonders betont. Es liegt hier im übrigen die einzige Verwendung von Farbe zur Betonung eines Bretttausschnittes in dem hier untersuchten Gebiet vor.



In den Dörfern nördlich der Stadt Neumünster wird die Herzform dadurch abgewandelt, daß die beiden Herzflügel nach oben hochgezogen werden und der obere Einschnitt der Herzform vertieft und rautenförmig erweitert wird. Es entsteht dadurch eine Mittelform zwischen Herzausschnitt und Ausschnitten, die am ehesten an die weiter unten aufgeführten Doppelhörner erinnern.

Die ihrer Zahl nach wohl kleinste, ihrem Formenreichtum nach aber reichhaltigste und dazu in ihren Abwandlungen auch eigenartigste Gruppe der holsteinischen Brettfrauschnitte wird durch Auschnitte in der Form der nach unten oder oben geöffneten Bogen gebildet. Brettfrauschnitte dieser Form sind fast nur noch an den mindestens vor 1780 erbauten Bauernhäusern und

Katen zu finden, eigenartigerweise jedoch nie an Scheunen oder anderen Nebengebäuden. Ihr Verbreitungsgebiet ist im wesentlichen auf den Umkreis der Kieler Förde beschränkt und auf den süd-westlichen Teil des ehemaligen Amtes Bordesbholm. Abbildung 5.

Als Grundform findet sich entweder ein einfacher, gerade abschließender oder sichelförmig auslaufender, und nach unten geöffneter Kreisbogen oder ein hufsenförmiger nach unten oder oben geöffneter Ausschnitt. Die Form des nach unten geöffneten Bogens kommt sowohl allein, stehend als auch in Verbindung mit Ausschnitten anderer Formgruppen vor, insbesondere mit Sechsecksternen oder Herzen.

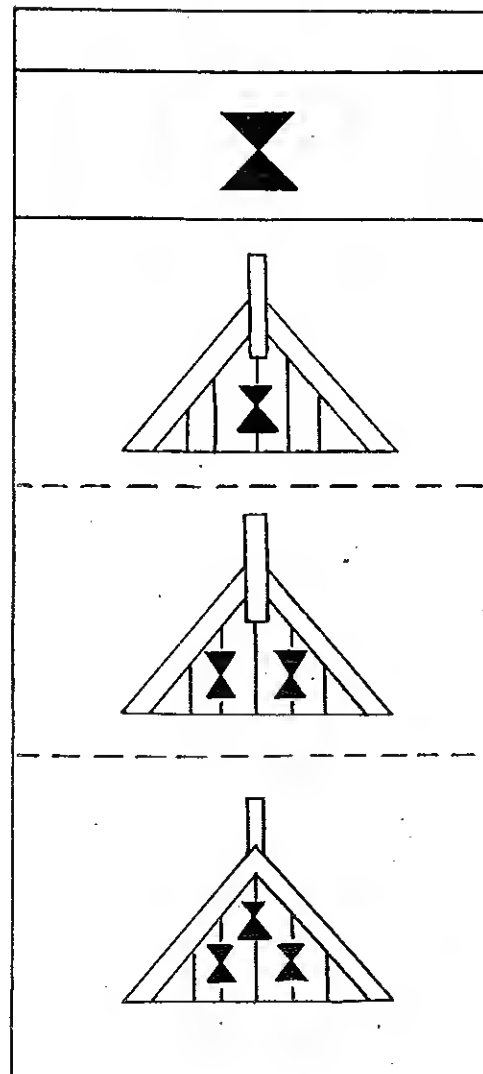


Abbildung 7. Doppelstegförmige Bretttausschnitte.

Von besonderem Interesse sind die Abwandlungen und Spielformen dieser Bogenausschnitte. Deutlich heben sich hier mehrere Gruppen ab. Die Zusammenstellung eines nach oben und eines nach unten geöffneten Bogenschnittes leitet bei einer Verbindung durch einen senkrechten Sägeschnitt zur Ausbildung von Kelchformen über. Diese in der beigelegten Abbildung zu den Gruppen A+B zusammengefaßten Kelche können entweder als richtige Gläser ausgebildet oder durch Schmelzung der Bogenanschnitte und Abwandlung der oberen Begrenzung zu dreisprossigen Gebilden zu sogenannten Blumenkelchen umgeformt werden. Die einfachen wie auch die Blumenkelche werden vielfach durch streng symmetrischen Aufbau als Doppelfelche ausgebildet. Diese Doppelfelche finden sich gewöhnlich in Verbindung mit in der Horizontalachse angefügten nach unten und oben geöffneten Bogenanschnitten und in der Vertikalachse einfügten herz- und kreisförmigen Ausschnitten.

In unverkennbarem Zusammenhang mit den Bogenformen stehen weiterhin die unter der Gruppe C zusammengestellten Blumenanschnitte. Bei dem größten Teil dieser Ausschnitte ist ein hufsenförmiger, nach oben geöffneter Bretttausschnitt durch eine doppelte Ausschweifung des oberen Sägeschnittes zu der aus dem Formgut der vollstündlichen Stiel- und Schnitzmuster bekannten Tulpenform entwickelt worden. Durch Hinzufügung eines bezeichnenderweise wieder bogensförmig angefügten Stiels und einfacher Blattformen ist die Blumenform dieser Bretttausschnitte noch betont. Die gleichen Formelemente sind in den weiteren Abwandlungen dieser Blumenformen zu erkennen. Die Blumenform tritt zurück und nicht selten wird die Form der Tulpe durch die Elle oder den Dreisproß ersetzt. Die angefügten Blattgebilde wiederholen aber immer noch mehrfach den nach unten geöffneten Bogen. Der stärker betonte Stiel des Blumenanschnittes wieder nimmt andere Formelemente, die Wendel oder das nach unten oder oben gebogene Horn auf. Gemeinsam ist allen Ausschnitten dieser Blumenformen, daß sie in spiegelbildlicher Verdoppelung und nicht in Verbindung mit Bretttausschnitten anderer Formgruppen erscheinen.

Eine weitere Untergruppe (D) der geöffneten Bogenform wird durch Ausschnitte gebildet, die am ehesten als Doppelhörner anzusprechen sind. Zweifellos liegt in ihnen eine Verbindung des geöffneten Bogens mit der Form eines Hornes vor, die später noch näher zu besprechen ist. Die Doppelhörner kommen gewöhnlich in Verbindung mit sehr kleinen rautenförmigen oder mit Herzausschnitten vor. Eine ganz absonderliche Form, die Verbindung eines Doppelhornes mit einem großen Bogenanschnitt, zwei Halbkreisen und zwei Wendeln findet sich einmal in Spreng. Ein Gegenstück oder ein auch nur ähnlicher Bretttausschnitt läßt sich sonst in ganz Schleswig-Holstein nicht wieder nachweisen (f. Abb.).

Noch eigenartiger sind die außerordentlich selten anzutreffenden Abwandlungen des geöffneten Bogens zu den in Gruppe E abgebildeten Ausschnitten. Die Ausgangsform ist hier wohl in der Verdoppelung des nach unten geöffneten Bogens zu suchen. Durch spiegelbildliche Ergänzung an einer Mittelachse entstehen Gebilde, die stark durch die bekannte Form des Lebensbaumes beeinflusst sein dürfen.

Die genannten Spielformen der geöffneten Bogen fallen nun nicht nur wegen ihrer eigenartigen Formgebung besonders auf, sondern unterscheiden sich gegenüber anderen Bretttausschnitten auch dadurch, daß sie fast vollständig zu reinen Zierschnitten geworden sind. Einer zweckgebundenen Bestimmung als Licht- und Luftöffnung läuft ihre Größe, ihre Form und auch die von anderen Ausschnitten abweichende Art der Anbringung durchaus zuwider. Entweder sind diese Ausschnitte so klein, daß sie in vielen Fällen schon nicht mehr mit der Stiche ausgearbeitet, sondern mit einem Stichelbeitel ausgepunktet werden, oder sie sind – wie im Dorfe Barmissen – so groß gehalten, daß sie mit Brettern hinterlegt werden mußten und so als Lichtöffnungen überhaupt nicht mehr dienen können.

7. Hornförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Als weitere Gruppe holsteinischer Bretttausschnitte sind die bereits im Zusammenhang mit den Abwandlungen des Doppelbogens zu Doppelhörnern genannten, in ihrer Form an Tier-



hörner erinnernden Giebelöffnungen zu nennen. Diese nur sehr selten und nur an älteren Gebäuden anzutreffenden Ausschnittformen kommen nie allein stehend, sondern immer paarweise vor. Sie ergeben zusammen auch wieder das Bild eines nach oben geöffneten Bogens. Nach unten gekehrte Hörner sind nur einmal an einem Bauernhause in Eastorf und hier in Verbindung mit zwei nach oben gekehrten Hörnern gekoppelt nachzuweisen. Eine Zusammenstellung der Hörner mit anderen Ausschnittformen ist ebenfalls nur einmal an der alten Klosterscheune in Preetz anzutreffen, wo zwei Hörner rechts und links unterhalb eines Kreises mit aufgesetztem Rechteck eingesechnitten sind. Abbildung 6.

Besonders auffällig ist die Wiederholung der Brettausschnittform als Giebelzier an einem Bauernhause in Hassendorf. Hier finden sich die Hörner einer jungen Kuh auf die Giebelspitze des Gebäudes aufgenagelt.

Zur Gruppe der hornartigen Ausschnitte gehören ferner sichelförmig gebogene Giebelöffnungen, die sowohl einzeln stehend und verdoppelt als auch in Zusammensetzung mit anderen Formgruppen der Brettausschnitte wie insbesondere Herzschnitten und Doppelhörnern aufzufinden sind und eindeutig ein Nachbild des Mondes ergeben. Als ältere Form ist aber zweifellos die einfache, schwach nach oben gebogene Eichel anzusehen, die sowohl stehend in Eichelform, wie auch liegend in Form eines kleinen Schiffschens mit aufgebogenen Steven vorkommt.

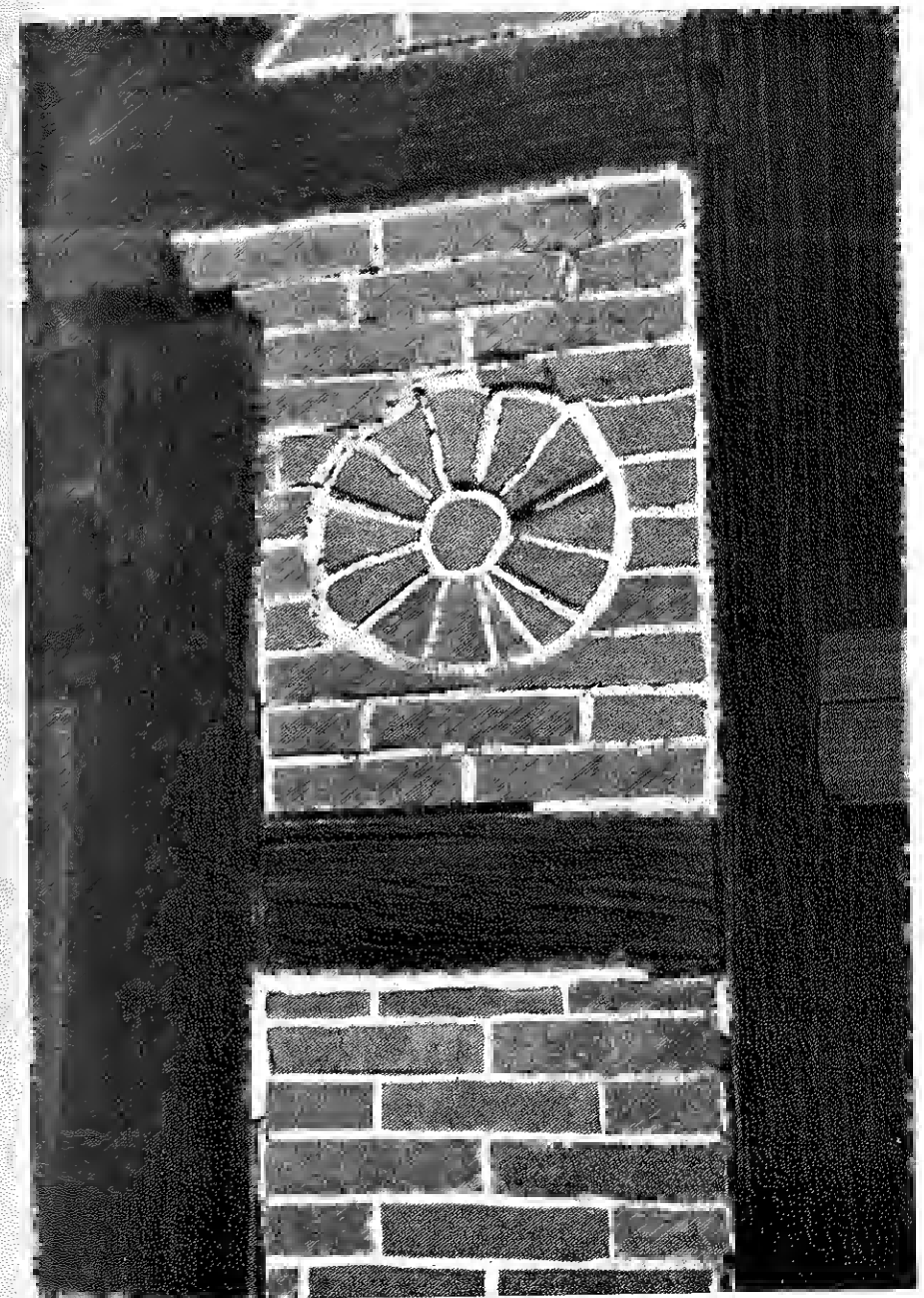


Abbildung 8 (links nebenstehend). Doppelagt als Steinsfüßung. Abbildung 9 (oben). Sonnenrad als Steinsfüßung (beide Gr. Buchwald). Aufn. Verfasser (3).



Abbildung 10. Durchkreuzte Kreuze als Zentralschmuck.

8. Doppellagtförmige Brettausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Als letzte noch verbleibende Form holsteinischer Brettausschnitte sind die unter dem Namen der Doppellage am besten bekannten Gebilde anzuführen. Diese Ausschnitte werden als einzige in Holstein überhaupt mit einem Namen bezeichnet. Sie werden gemeinhin Sanduhren oder Eieruhren genannt, eine Bezeichnung die ohne weiteres als eine sich aus der Formgleichheit ergebende Begriffsübertragung anzusehen ist. Eigenartigerweise ist fast allein die Grundform dieser weit verbreiteten Ausschnittform aufzufinden. Einzig eine Verdoppelungsform der Herzgruppe, die zwei gegeneinandergekehrte Herzen zu einem Ausschnitt zusammenfaßt, kann als eine Spielform der Doppellage angesehen werden. In Verbindung mit Ausschnitten anderer Formgruppen findet sich die Doppellage vereinzelt in Zusammenfassungen mit Stern und Kreis.

9. Elliptische und eiförmige Brettausschnitte in Holstein.

Eine Sonderstellung in bezug auf ihre Verbreitung nehmen in Holstein die elliptischen und eiförmigen Brettausschnitte ein, da ihr Vorkommen sich auf die nördlichen Dörfer der Propstei beschränkt. Diese Brettausschnitte kommen als liegende oder stehende Ellipse und als auf der Spitze stehendes Ei vor. Nur in Ladoe und Brodersdorf finden sie sich in Zusammenstellung mit den bereits beschriebenen halben Sonnen. Als einzig feststellbare Abwandlung kommen in den genannten Dörfern je einmal ein Malkreuz und eine Doppelraute in einer Ellipse vor. Als Ausgangsform dieser Ausschnitte dürfte die Eiform anzusehen sein, da diese vor allem an älteren Gebäuden angebracht ist, während in neuerer Zeit überwiegend die Ellipse verwendet worden ist, zumal das Ei im Volksbrauch der Propstei eine ganz besondere Bedeutung als Glücks- und Fruchtbarkeitsbild hat, so daß eine Formübertragung durchaus möglich sein könnte.

10. Initialen und Jahreszahlen als Brettausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Außer den bisher beschriebenen Brettausschnitten sind besonders an neueren und erneuerten Gebäuden Ausschnitte in den Giebelstücken zu finden, die im strengen Sinne nicht mehr als echte Hüllhöher bezeichnet werden können. Es handelt sich dabei entweder um die Initialen der Besitzer oder um die Jahreszahl der Erbauung des Gebäudes, die hier eingeschnitten wurden. Die Formgebung an sich ist völlig traditioslos und bezieht sich nicht auf bestimmte Vorbilder. Jedoch zeigt sich gerade hier in aller Deutlichkeit, daß weder eine konstruktive bedingte Zwecksetzung noch ein eigentlicher Schmuckbedürfnis vorliegt, sondern daß eine eindeutig zu erkennende Sinnbeziehung zwischen dem Brettausschnitt und dem betreffenden Gebäude vorhanden ist.

Die Brettausschnitte als Begriffszeichen an holsteinischen Bauernhäusern.

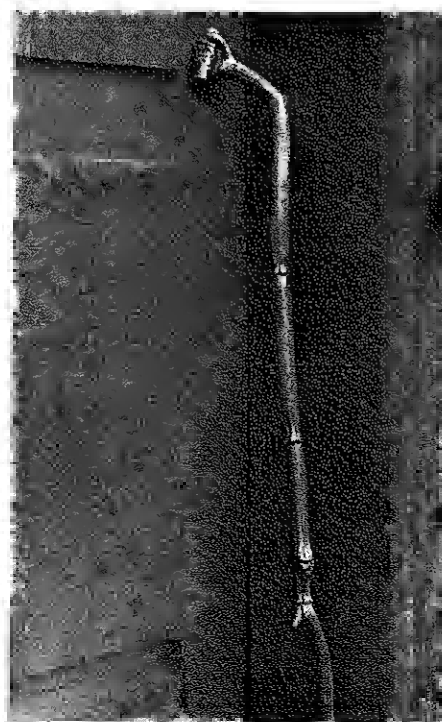
Wie bei den Initialen und Jahreszahlen in den Giebelstücken war bereits bei der Besprechung der bogenförmig und sternartig ausgebildeten Giebelöffnungen eine Zweckgebundenheit der Brettausschnitte im Sinn einer hautechnischen Bedingtheit verneint worden. Immerhin blieb die Möglichkeit, diese Ausschnitte als aus einem Schmuckbedürfnis entstandene Tierformen zu betrachten. Allein die mit einigen wenigen Abwandlungen und die aus den heute noch erhaltenen Ausschnitten ersichtliche über mehrere hundert Jahre gewährte Gleichmäßigkeit der Formüberlieferung wäre dann zum mindesten erstaunlich.

Entscheidend aber für die Einschätzung der Brettausschnitte ist, daß sie nicht als isoliertes Formgebiet des Bauernhauses betrachtet werden können, sondern in wechselseitigem Zusammenhang stehen mit anderen, in ihrer Form und Herkunft bereits besser bekannten Zutaten zum Kleid des Niedersachsenhauses. Bereits bei Erwähnung der hornartigen Brettausschnitte wurde darauf hingewiesen, daß im Firnschmuck sich die Form der Giebelöffnung wiederhole. In der gleichen Weise werden im Firnschmuck die tulpen- und lilienartigen Giebelstufen wieder aufgenommen. Auch die Sechse- und Achtersterne, das Malkreuz und die Raute finden sich in den Windfahnen wieder. Die Kreise, Halbkreise und Doppellagen werden ihrer Form nach vielfach im unmittelbaren Anschluß an die Verbreiterung der Giebel im Mauerwerk der Fachwerkwände wiederholt und die durchkreuzte Raute gar ist zum beherrschenden Schmuck der Giebelseite der holsteinischen Bauernhäuser geworden.¹⁾ Für alle diese gleichlaufenden Vorkommen ist seit langem eindeutig bewiesen, daß nicht Zweckgebundenheit oder reines Schmuckbedürfnis die formgebende Triebkraft war, sondern daß bei ihrer Anwendung dem Sinnbildwert dieser Formen die entscheidende Bedeutung zukommt. Mitbin erscheint es wohl berechtigt auch für die Brettausschnitte eine Sinnbeziehung als letzte Ursache ihrer Formgebung anzusetzen. Unter diesem Blickwinkel aber gewinnt die Zusammenfassung und Gruppierung um einige wenige Grundformen eine ganz andere und entschieden wesentlichere Bedeutung. (Schluß folgt.)

¹⁾ Vgl. H. A. Herrmann: Der „Bauernhaus in Holstein“. Nordelbingen 1938.

Die Fundgrube

Zum Handszepter. Zu meinem Aufsatz „Über einen angeblich slawischen Kultgegenstand“ (Germanien 1940, S. 348 ff.) schreibt mir Prof. B. von Geramb in Graz die beigegebenen Abbildungen eines Stabes, der sich unter Inv.-Nr. 6825 in dem von ihm geleiteten Steirischen Volkskundemuseum befindet. Das Museum bekam ihn im Juli 1926 von einem Lokomotivführer geschenkt, der den Stab in der Nähe von Drachenburg, im ehemaligen steirischen Unterland, dem vorübergehend jugoslawischen Zipfel zwischen Save und Sotla, bekommen hat. Er stammt also aus dem deutsch-slowenisch-kroatischen Grenz- und Mischgebiet. Der Stab ist aus einem natürlichen Weinrebenstock geschnitten und 86 cm lang. Das Stabstück, das die Hand umschließt, ist nach v. Geramb's Angabe sicher kein Ringteil.



Ich bin mit Prof. v. Geramb der Meinung, daß dieser Stab, wenn auch nicht unmittelbar, eine Beziehung zu dem von mir beigebrachten Handsymbol hat. Am ersten möchte ich ihn noch zu den sogenannten Schulzenstäben (kriwule) zählen, die in den ehemaligen slawischen Gebieten Ostdeutschlands häufig anzutreffen sind und oft bemerkenswerte Zeichen und Formen zeigen. Ein Zusammenhang mit dem Handszepter liegt jedenfalls sehr nahe, zumal der Schulzenstab ja auch eine Art von Hohelitzzeichen ist. J. D. Plassmann



Abbildung 1 (unten): Aufnahme Steir. Volkskundemuseum. Abbildg. 2 (oben): Aufnahme Steir. Volkskundemuseum.

Menschenopfer oder Zukunftsbesragung? In der Schrift „Germanische Religion und Götterbesprechung“ (1) hat der Theologieprofessor Hermann Dörries geschrieben: „Aber im Mittelpunkt [der Feste] standen die Opfer. Man opferte Vögel dem Donar, Eber dem Freyr, Hunde, Stiere und Rösser. Obenan standen doch, nicht der Zahl, aber dem Range nach, die Menschenopfer. Neuere haben sich alle Mühe gegeben, die Menschenopfer aus der germanischen Religion zu entfernen. Aber

sie gehören zu den bestbezeugten Tatsachen. Und auch der Versuch ist gescheitert, sie zeitlich zu begrenzen, sie etwa auf die ältere Zeit oder umgekehrt auf eine entartete Spätzeit zu beschränken. Vielmehr reden die ältesten Berichte ebenso bestimmt davon wie die jüngsten.“

Dörries berief sich für seine Darstellung auf den namhaften Leipziger Germanenfundler Eugen Mogk, der über 50 Zeugnisse zusammengestellt hat (2), und hätte sich auch auf andere führende Germanisten vor und nach Mogk berufen können. Aber die von ihm angezogene Schrift Mogk's ist im Jahre 1909 erschienen, während er die seinige 1935 veröffentlicht hat. Inzwischen sind jedoch neue Erkenntnisse über die Glaubwürdigkeit mancher dieser Zeugnisse gewonnen worden. Daß in der Frage der Menschenopfer bei den Germanen das letzte Wort noch nicht gesprochen sein kann, mag das Folgende lehren.

Dörries hat auf einen Bericht des Strabo hingewiesen, der zu den von ihm gemeinten „ältesten“ Berichten zu rechnen ist und in diesem Zusammenhang besonders gern verwertet wird. Er sei daher hier im Wortlaut angeführt: „Unter den Weibern, welche die Kimbern auf ihrer Heerfahrt begleiteten, waren weisagende Priesterinnen, grau vor Alter, in weißen Gewändern; sie trugen darüber Mäntel aus feinstem Glas, die sie auf den Schultern mit Spangen befestigt hatten, und dazu einen ehernen Gürtel; sie gingen unbeschuht einher. Diese schritten den Kriegsgefangenen durch das Lager mit Schwertern in der Hand entgegen, bekränzten sie und führten sie zu einem ehernen Kessel, der etwa 20 Eimer faßte. Dann bestieg eine von ihnen einen Trift und durchschnitt, über den Kessel gebeugt, dem Gefangenen, der über den Rand emporgehoben wurde, die Kehle. Aus dem Blute, das in den Kessel strömte, pflagten sie zu weisagen. Andere schnitten ihnen den Leib auf; durchsuchten die Eingeweide und verkündeten den Jhrigen den Sieg.“

Diese Strabostelle ist von jeher als ein Hauptbeweis dafür angesehen worden, daß die Germanen schon bei ihrem Eintritt in die alte südländische Geschichtsschreibung Menschenopfer geübt hätten. Denn die Kimbern waren ein germanischer Stamm und ihre Heimat lag in Jütland, wo noch heut ihr

Name in Himmerfjell nachklingt. Die Spaltenforschung hat erwiesen, daß Strabo über manche Eigenheiten der limbrischen Brauentracht gut unterrichtet gewesen ist, z. B. über die Kleiderspangen und die ehernen Gürtel, die die Forschung heut „holsteinische“ Gürtel nennt. Daß auf der jütischen Halbinsel große Kessel als gottesdienstliche Geräte noch hundert Jahre nach dem Untergang der ausgewanderten Kimbern üblich waren, bezeugt Strabo mit seiner Mittellung ebenfalls in seiner „Erdbeschreibung“, wonach der Reststamm der Kimbern in der alten Heimat an Kaiser Augustus ihren heiligsten Kessel zur Wiederanheftung von Beziehungen gesandt hätten. Ein handgreiflicher Beleg für diese Angabe liegt vor in dem großen silbernen, einst reich vergoldeten Opferkessel von Gundestrup bei Tondern in Nordschleswig. Daß aus dem Opferblut geweiht wurde, geht aus dem Hymniliad der Edda hervor, wo die Asen es befragen. So macht die Strabostelle zunächst einen durchaus glaubhaften Eindruck, woraus sich erklärt, daß sie so gern als Beweis für die gottesdienstliche Massenabschlachtung von Kriegsgefangenen bei den Germanen angezogen worden ist.

Als ich bei den Vorarbeiten zu meinem Quellenschatz „Die Religion der alten Deutschen“ (3) die Strabostelle überprüfte, stützte ich bei den Worten: „und verkündeten den Jhrigen den Sieg“. Dieser Ausklang des Berichtes schien mir doch zwingend darauf zu deuten, daß das Ganze die Schilderung einer Zukunftsbesragung, nicht aber die eines gottesdienstlichen Opfers darstellt. Mit diesem Zweck war aber andererseits die Massenabschlachtung der Gefangenen nicht recht vereinbar, denn bei einer solchen Fülle von Beobachtungen mußte die Gefahr von sich widersprechenden Schlüssen bestehen. Mein so entstandener Zweifel wurde bestätigt durch Strabos Angabe, die limbrischen Seherinnen hätten den Beschlachten den Bauch aufgeschnitten und die Eingeweide beschaut. Bei meinen Quellenforschungen über das germanische Glaubensleben habe ich keinen einzigen Beleg in germanischer Sprache zu finden vermocht, der Eingeweideschau bei unseren Vorfahren bezeugt. Die Eingeweideschau war ursprünglich ein etruskischer Brauch, der dann von den Römern und den Kelten übernommen worden

ist. Ebenso wenig habe ich auch nur eine einzige germanische Quelle gefunden, die Strabos Angabe von der Verwendung von Menschenblut zur Weissagung bei den germanischen Stämmen stützen könnte.

Infolgedessen stellte ich noch weitere Unstimmigkeiten in dem Bericht fest, die ich in meiner Schrift 'Um Germanenlehre' (4) dargestellt habe, deren Wiedergabe hier aber zu weit führen würde. Meine Erkenntnisse drängen mich die Frage auf, ob nicht in dem Bericht Strabos germanische und keltische Züge vermischt sein könnten.

Es gilt in diesem Zusammenhang vor allem folgendes festzuhalten. Den alten südlichen Schriftstellern waren Menschenopfer bei den verschiedensten Völkern des Altertums vertraut. Es sei auf die phönizisch-punischen Kinderopfer zu Ehren der Fruchtbarkeitsgöttin Tanit verwiesen, weiter auf die Kinderopfer zu Ehren des Moloch in Israel, auf die Fälle regelmäßiger Menschenopfer bei den Römern noch zu den Zeiten des Plinius und und des Tacitus, die Wissowa (5) aufgezeigt hat, und endlich auf die zahlreichen Menschenopfer bei den Kelten.

Nach meinem Dafürhalten muß ernstlich mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die von Strabo geschilderte Handlung auf keltischem Brauch beruht hat. Die Schriftsteller des Altertums haben ja lange Zeiten hindurch die Germanen nicht recht von den Kelten zu unterscheiden vermocht. Dazu kommt im vorliegenden Falle noch etwas anderes Wichtiges. Die neueste Forschung hat immer deutlicher erkannt, daß die Kimbern mit mehreren keltischen Stämmen nicht nur eine Waffenbrüderschaft, sondern auch eine weitgehende Lebensgemeinschaft eingegangen waren. So haben sie sich in der Rüstung den Kelten angeglichen. Da liegt es nahe zu folgern, daß sie sich auch in ihrem seelischen Leben keltischen Einflüssen zugänglich erwiesen haben mögen. Das hat schon Friedrich Münter in seiner 'Kirchengeschichte Dänemarks' vermutet, wo er geschrieben hat: „Die Berichte bei Strabo von den Priesterinnen der Kimbern scheinen mit demjenigen, was wir von den Druidenweibern wissen, völlig vereinigt werden zu können.“

Nun hat Dr. Heinrich Doergens in Nr. 29/30 der 'Forschungen und Fortschritte' vom Ok-

tober 1940 unter 'Neue Erkenntnisse zur Frage der Menschenopfer', S. 334, geschrieben: „Was die germanischen Stämme und Völker angeht, so sei nur an den Bericht Strabos erinnert, der uns von der schauerlichen Sitte der Kimbern erzählt, Kriegsgefangenen die Gurgel durchzuschneiden und aus dem Blute zu weissagen – ein Bericht, der wiederum zeigt, daß solche Kulthandlungen durchweg im Dienste der Magie und Magie stehen. Seit einem Jahrzehnt ist die Tatsache keltischer Menschenopfer und keltischen Kannibalismus durch die Freilegung eines bis dahin unberührt gebliebenen keltisch-helvetischen Gräberfeldes bei Singen am Hohentwiel aus der Zeit um 300 v. Chr. und durch Studien an den dort gefundenen Skeletten neu faßbar geworden.“

Doergens ist also zu dem gleichen Schluß wie ich gekommen, daß Strabos Bericht kein gottesdienstliches Menschenopfer, sondern eine Zukunftsbesragung schildert. Meine Darlegungen in 'Um Germanenlehre' von 1937 sind ihm offenbar nicht zu Gesicht gekommen. Um so gebotener erscheint es mir, noch einmal meine Schlußfolgerungen vorzulegen. Strabo hat seine 'Erdbeschreibung' um 10 vor u. Zr. verfaßt, also etwa 100 Jahre nach dem Untergang der Kimbern. Er lebte damals in Rom. Vermutlich hat er auf dem Kapitol in Rom sowohl den ehernen Kessel der Kimbern als auch ein Gewand einer kimbrischen Seherin unter der Siegesbeute aus der Schlacht bei Verceilae noch besichtigen können. Der merkwürdige Kessel wird die Einbildungskraft der Römer angeregt und eine Sagenbildung veranlaßt haben, wie sie aus der Zeit des Kimbernischens leicht begreiflich wäre. Daß dabei Keltisches und Germanisches unterkeltisch vermischt worden sein kann, liegt selbst bei Strabo im Bereich der Möglichkeit. Für deutsche Forscher der Gegenwart dürfte es sich deshalb empfehlen, Strabos Bericht unter die kritische Lupe zu nehmen und ihn nicht länger als Beweis für Menschenopfer bei den Germanen anzuführen. Edmund Beber

(1) Göttingen, 1935. – (2) Die Menschenopfer bei den Germanen, Leipzig, 1909. – (3) Quelle und Meier, Leipzig, 2. Aufl. 1932. – (4) Adolf Klein, Leipzig, 1937. – (5) Religion und Kultus der Römer, München, 1902.



Abbildung 1. St. Verewilkirche Hofenberg (D.S.). Aufnahme Wiedemann.



Abbildung 2 (oben). Schrottholzkirche Michelsdorf. Aufnahme Wiedemann. Abbildung 3 (rechts oben). Blockwerkverband und Schindeldach. Aufnahme Wiedemann.



Abbildung 4. Verbretterter Blockenturm (Mast einer Holzrinne), Enlan, Kr. Müllsch. Aufnahme Wiedemann.



Abbildung 5 (rechts). Freistehender Blockenturm, Ständerwerk mit Holzschalung. Aufnahme Wiedemann.

Aus der Landschaft

Schrottholzkirchen als Zeugen germanischer Baukultur. Im Kranz der dunklen Wälder, die das oberschlesische Land einfassen, finden wir jene einzigartigen Holzbauten, die in ihrer Baugeschichte zurückreichen bis an die Schwelle germanischer Bauweisen. Diese Blockwerk- oder Schrottholzkirchen haben das Vätererbe getreu bewahrt bis in unsere Zeit, die mit neu erwachtem Verständnis sie pfleglich hütet und bewahrt. Aus dem Holze der uralten Eichen sind ihre Balkengefüge aufgebaut, hölzerne Schindeln bilden die Dachhaut, aus Lärchen- oder Fichtenholz ist die Innenausstattung gezimmert.

Einst waren sie überall in den Dörfern zu finden; heute ist ihre Zahl bis auf 80 zurückgegangen. In Ostoberschlesien ist die Zahl der erhaltenen Holzkirchen noch erheblich höher. Wenn wir die Geschichte dieser seltenen Bauweise zurückverfolgen wollen, dann müssen wir ihre nächsten Verwandten zum Vergleich heranziehen. Das sind jene hochragenden Mastenkirchen Norwegens, die bis auf die Wikingerzeit zurückreichen. Die Wikinger, Meister des Schiffbaues, verstanden auch die Kunst, weitgespannte Hallen zu errichten, die als germanische Königshallen beispielhaft für die Baukunst aller europäischen Völker geworden sind. Im Stile dieser kühnen Hallen wurden auch die ersten christlichen Kirchen im Norden errichtet. Unverändert haben sie die Jahrhunderte überdauert. Wir bewundern in dieser Bauweise den ausgeprägten konstruktiven Sinn unserer germanischen Vorfahren. Soweit der Wanderweg die Ostgermanen führte, so weit wurde auch die Kunst

des Bauschaffens verbreitet. Darum finden wir noch heute auf jenen Wegen überall die charakteristischen Blockwerkkirchen. Sie reichen von der Ostsee bis an die Karpaten, wir finden sie in Südrussland bis hin ans Schwarze Meer.

Kein anderes Volk verstand, wie unsere germanischen Vorfahren, die Kunst des Holzbauens. Dem germanischen Eichenwalde hatte man das Geheiß des Dehnens und Reckens abgelauscht, dem Mythos des Waldes entsprach das organische Gefüge des Holzbauens. Säule und Last wechseln ab in rhythmischer Ordnung, Ständerwerk unterstützt den Aufbau, die Schwellenhölzer tragen mit wuchtiger Kraft den Kranz der Säulen und Ständer.

Allen diesen Blockwerkkirchen ist die große Umrißlinie gemeinsam; aber es gibt kaum zwei, die einander vollkommen gleich sind. Schwere, ungefüge Balken, grob behauen oder mit der Säge geschrotet (daher der

Name Schrottholz!) und mit dem Beil geglättet, geben das Bauholz der Wände; bis fast zur Erde herab reicht das wuchtige Dach, hölzerne Schindeln, handgeschnitten, bilden seine wetterfeste Haut. Der Chor ist ein wenig eingezogen, seine Ecken sind abgeschrägt. Fenster und Türen zeigen die klare Schönheit alter Zimmermannstechnik, flache Kertschnitzerei gibt den schlichten Kunstformen ein bodenständiges Gepräge. Manchmal krönt ein kleiner malerischer Dachreiter die lange Linie des Giebels.

Die wuchtigen Türme sind einem besonderen Baugesetz unterworfen. Es sind selbständige Gebilde, aus vier Ecksäulen aufgebaut. Dieses Baugesetz der Ständerwerke geht unmittelbar auf die norwegischen Mastenkirchen zurück. Auf eichenen Schwellen ruhen die Ecksäulen, die Wände sind geböschet und mit Schindeln oder Schalbrettern verkleidet. Die Glockenstube trägt meist ein wenig vor, eine vier- oder achteckige Pyramide krönt

meist den Aufbau. Manchmal findet man auch eine lustige Barockhaube, deren Zwiebelform von handwerklicher Derbheit ströht.

Ein weiteres Kennzeichen für den nordischen Ursprung sind jene Umgänge, die meist den Chor umschließen; sie sind aus einer altgermanischen Holztechnik entwickelt. Auch die Flugdächer, die wir besonders zum Schutz der Türme finden, gehen auf nordische Vorbilder zurück. Oft sind mehrere solcher kleiner Dächer übereinander angeordnet; sie haben die Aufgabe, das empfindliche Schilfwerk vor Schlagregen zu schützen. Kleine Anbauten, Freitreppen, Altanen oder Bühnen, sämtlich aus Holz gezimmert, geben den Bauten ein besonders malerisches Gepräge. Meist haben sie noch einfache, aber wirkungsvolle Verzierungen aufzuweisen, es sind kerbschnittähnliche Bänder oder rutenartige Zierformen. Auch das Kennzeichen aller Wikingerbauten, das Wellenmotiv, kommt häufig genug in der Schnitzerei vor. Aus allen diesen Kunstformen ergibt sich, daß die Baugedanken aus germanischer Zeit stammen. Die Kulturhöhe der Väterzeit erlebt in diesen Kirchenbauten eine letzte, bewunderungswürdige Nachblüte.

Wann sind diese Schrottholzkirchen gebaut worden? Die ältesten dürfen noch aus dem 15. Jahrhundert stammen. Die Mehrzahl gehört dem 17. oder 18. Jahrhundert an. Es wäre aber falsch zu glauben, daß darum die Holzkirchen erst nach dem Steinbau geschaffen worden sind. Die starke Tradition im Holzbau beweist vielmehr, daß ältere Vorbilder immer wieder nachgebildet worden sind. Urkundenmäßig erwähnt sind diese Holzkirchen bereits in der ersten christlichen Zeit. Es hat sich also im Laufe der tausendjährigen Entwicklung kaum etwas im Baustil geändert.

Darum kommt den Blockwerkkirchen eine besondere Bedeutung zu. Sie sind die letzten Träger einer alten Bauüberlieferung, sie sind damit die Erben ältester germanischer Kulturgüter geworden. J. Wiedermann

Ein Eulenspiegelstein. In dieser Zeitschrift, Jg. 1940, H. 3, S. 112 ff., brachte Ernst Büch eine Untersuchung zum Tüll Eulenspiegel, in der er auf Grund einiger Darstellungen Tüll Eulenspiegels glaubte, in dessen Hand die achtfach geteilte „Jahresscheibe“ erkennen zu

können. Auf den von Büch angegebenen Grundlagen kann ich seinen Gedankengängen nicht folgen; ich möchte jedoch hier einen recht bedeutsamen Fundbericht bekannt machen, der die Frage des Tüll Eulenspiegels in ähnliche Richtung weist.

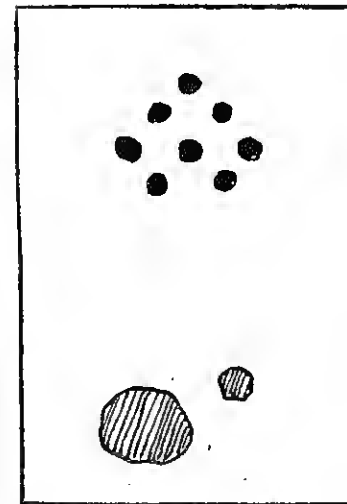
B. v. Schulenburg*) berichtet über einen „Uhnspieelschtein“, der etwa 2 km östlich von Wittstock, Kr. Ostprignitz, Brandenburg, lag und im Jahre 1848 vom Steinschläger Nathman gesprengt worden ist. Der Stein soll 10–12 Fuß lang und 6–8 Fuß breit gewesen sein. 3 Fuß ragte er über die Erde hervor. „Oben, auf der Seite, wo er höher war, war ein großes ‚Loch‘ ausgehöhlt wie eine Schüssel oder Napf und etwa 1–1½ Zoll tief. Rechts von diesem großen Loch, aber etwas mehr nach vorn, war ein kleineres wie eine Unterfasse. Ein paar Fuß ab von der größeren Vertiefung, nach dem anderen Ende zu, waren 9 kleinere Löcher, so groß wie ‚Regellöcher‘, d. h. wie die Regel unten breit sind, etwa einen guten Schuh voneinander entfernt und jedes etwa 1½ Zoll tief.“ Hierzu gibt v. Schulenburg die beigelegte Abbildung.

In den umliegenden Dörfern ging die Rede, „Uhnspieel hat auf dem Stein Schuhe gesteckt und Regel geschoben (auf den neun Löchern)“. Das kleinere Loch war der „Pechnapp“, wie ihn die Schuster brauchen, in dem größeren hat Eulenspiegel geessen. Nach einer anderen Fassung hat er in das große Loch sein Werkzeug gelegt, wenn er Schuhe stückte. Eine alte Frau erzählte v. Schulenburg, daß sich früher die Jungen von Groß-Schnitzendorf beim Regel aus Holz gemacht und zueinander gesagt hätten: „Will'n wi man nā'n jroten Steen löpen um Keeln schieben“, oder „nā'n Soltpuel.“ Man sagte auch, zu dem Stein da käme „einer“ und „botzelt“, dem wollten die Jungen „helfen schmieten.“

Bedeutungsvoll ist an diesem Fund erstens, daß Tüll Eulenspiegel hier mit einem Stein in Verbindung steht, der Schalen und Näpfschen trägt. Diese Schalen und Näpfschen gehören zu den ältesten Sinnbildern, die nach allgemeiner Ansicht mit einem religiösen Kult in Verbindung stehen. Sophus Müller schon brachte die

*) B. v. Schulenburg, Altertümer aus dem Kreise Zeltow. Nr. 21, Der Uhnspieelschtein. Brandenburg, Monatsbl. d. Ges. f. Heimatk. d. Prov. Brandenburg, VI. Jg., 1897, S. 148/49.

Schalen und Näpfschen mit der Feuerbohrung in Verbindung, Oskar Almgren folgte ihm und deutete sie als Zeichen der Befruchtung. Die deutsche Vorgeschichtsforschung der Gegenwart verbindet die Schalen und Näpfschen mit einer rituellen Weibbohrung und daran anschließend mit dem Axt- und Donnergott. Zweitens knüpfen sich an den oben beschriebenen Fund die Fragen um die keltische Bedeutung des Regelspiels. D. Huth hat in Germanien, 1934, 9, die Anordnung der Regel mit der Anlage des germanischen Thingplatzes in Verbindung gebracht und die acht



äußeren Regel in ihrer Anordnung als Jahresformel gedeutet. Von diesem Gedankengang aus ließe sich der Uhnspieelschtein auch mit den Darlegungen Büchs in Verbindung bringen. Zur endgültigen Beantwortung dieser Fragen scheinen mir zur Zeit die Vorarbeiten noch nicht abgeschlossen zu sein. Literarhistorisch gesehen gehören die Bücher vom Tüll Eulenspiegel in eine Zeit, in der die bössche Literatur der mittelhochdeutschen Blütezeit vom Bürgertum abgelöst war. Das Bürgertum übernahm z. B. Stoffe und Motive der ritterlichen Zeit und formte sie

um, zum anderen füllte es diese Motive auf und bereicherte sie aus dem großen Schatz der Volksüberlieferung und des Volksglaubens. Tüll Eulenspiegel ist einmal eine Narren- und Pöffenreißer-Figur, wie sie die Literatur auch vor ihm schon kennt, zum anderen haben sich mit ihm Volksüberlieferungen verbunden, die es zu deuten gilt. Wir müssen uns hier mit den oben gegebenen Hinweisen zunächst begnügen. Werner Schulte

Der Wunderstein in Seefeld – eine germanische Klosterrampe? Seefeld in Tirol, unweit der Porta Claudia über Scharnls, gehört zu den ältesten Siedlungsplätzen des bayrisch-tirolischen Grenzgebietes (1). Schon zur Zeit der bajuvarischen Landnahme scheint auf dem die breite Hochebene nach Norden zu abriegelnden Schloßberg eine Wehrburg gestanden zu haben, auf der im 11. Jahrhundert ein Lehensmann der Grafen zu Andechs – Deglinhard – urkundlich bezeugt ist als Voller einer Schenkung des Waldbüdes zwischischen Seefeld und Leichen an das Kloster Benediktbeuern. Ursache dieser ältesten geschichtsbezeugten Schenkung dürfte der Umstand gewesen sein, daß die Seefelder Siedlung sich um eine anscheinend schon in sehr früher Zeit stark besuchte Wallfahrtskapelle scharte, die dem Märtyrer Oswald geweiht war. Sie erweckt unser Interesse aus mehreren Gründen; einmal deswegen, weil Seefeld – in ältester Schreibweise Sevelt – als eine von wenigen germanischen Siedlungen mitten unter rätio-romanischen – wie Cereola – Zirl, Eitan – Leichen, Nute – Reith, usw. – bezeugt ist; zum andern, weil die christliche Wallfahrtskapelle in diesem an sich unwirtlichen und versumpften Waldgebiet sicherlich nicht von ungefähr erbaut worden wäre, wenn sich dieser Ort nicht schon von früher eines gewissen Wunder- oder Heilruses erfreut hätte; schließlich, weil gerade St. Oswald (2) wie so mancher andere hauptsächlich Heilige (3) als christlicher Kirchenpatron die Traditionen älterer germanischer Göttergestalten fortführt – im Norden als Odins, im Süden als Perchtas Nachfolger. Der Patronat St. Oswalds über die uralte Seefelder Wallfahrtskapelle zeigt somit, daß es auch hier der klugen Politik der römischen

Kirche gelungen war, die alten Landesgötter in christliche Heilige umzuwandeln und sich so den Ruf älterer Heilsorte dienstbar zu machen. Es liegt somit aus den drei genannten Gründen nahe, anzunehmen, das alte St. Oswald-Kirchlein sei nur deshalb ein christlicher Wallfahrtsort geworden, weil es auf einem Platze stand, der dem Dienst der germanischen Muttergöttheit Perchta geweiht war, deren Name und Andenken gerade im Tirolischen, in den Perchtengügen, in Namen wie Partnach (4) usw. heute noch erhalten ist. St. Oswald war nur ihr Nachfolger – hier wie anderswo.

Die „Aberblendung“ von der germanischen Percht zum heiligen Oswald konnte um so leichter vollzogen werden, als gerade seine Legende – die uns später noch in gewissen Einzelzügen beschäftigen wird – wesentliche Züge mit dem Mythos der Perchta gemeinsam hat: fährt Frau Perchta – als Frau Hilbe, Holda, Frau Gaude – vor der Wilden Jagd, dem Wütenden Heer, so wird St. Oswald als Herrkönig gerühmt, der mit 72 000 Mann gegen den Heidenkönig Gaudon zog, um dessen Tochter zur Frau zu gewinnen. Wichtiger noch erscheint indes, daß eine weitere Berührung im Zauberkraftigen besteht; St. Oswald vermochte es, nicht nur die toten Heiden wieder zu erwecken, sondern auch Heilquellen aus dem Boden zu schlagen. Die Heiligtümer der Percht aber lagen im Walde, überdacht von geweihten Bäumen, um einen heiligen, hellenden Quell: der „Brunnen“, der noch im deutschen Märchen zur Frau Holle führt. Die Vermutung, das Wirkzentrum des altgermanischen Heilortes im „Feld“ am „See“ (5) sei eine Heilquelle, ein Heilsquell der Percht gewesen, wird dadurch bestätigt, daß die Seefeld-Heilquelle heute noch weitbekannt ist ob ihrer dem starken Gehalt an Natriumemanationen zugeschriebenen heilenden Kräfte.

Meist umwannt die Sage solche alten Heilwässer, die sie der Legende der Ortsgottheit einreicht. Häufig wird schon ihre Entstehung dem zauberischen Eingriff der wohlthätigen Nacht zugeschrieben – die menschliche oder die tierische Symbolgestalt der Gottheit läßt sie aus dem Boden fließen, sie schlägt oder sie stampft mit zauberischer Geste den Quell aus dem Stein. Ein berühmtes, flüssiges

Beispiel dafür ist das dem Perseusmythos zugehörnde Quellpferd Pegasus (6), unter dessen Hufschlag auf dem Helikon die Wunderquelle Hippokrene entsprang. Hohlsteine mit solchen Fußspuren, die entfernt an menschliche oder tierische Abdrücke erinnern, sind u. a. auch im nördlichen Kulturkreis unter dem Namen Rosttrappen bekannt. Es ist nun für unsere Vermutung eine bedeutsame Bestätigung, daß heute noch hier, im tirolischen Seefeld, in der an Stelle des alten St. Oswald-Kapellchens erbauten großen gotischen Pfarrkirche zweifellos eine Rosttrappe den eigentlichen Mittelpunkt bildet und sogar durch modernes Scheinverlicht hervorgehoben wird. Trotzdem ist ihre Besichtigung etwas schwierig, weil der Hohlstein durch ein Eisengitter abgeschlossen und zudem durch hineingefallenen Staub zum Teil ausgefüllt ist. Schleicht man diesen indes vorsichtig zur Seite, so zeigt das Licht der Taschenlampe eine etwa einen Viertelmeter tiefe, längliche Ausbuchtung, an deren Grunde zwei nebeneinander stehende, nur von weither an menschliche oder tierische Spuren erinnernde flache Einsenkungen sichtbar werden. Es handelt sich bei dieser typischen Rosttrappe um eine vermutlich natürliche Verwitterungsbildung in dem relativ weichen Sandstein. Wahrscheinlich gehörte er ehemals zu der Quellenfassung, deren eigentlichen Mittelpunkt er dank der ihm eingebrachten „Marke“ der quellenfassenden Gottheit darstellte. Wäre es anders, so könnte kaum eingesehen werden, warum gerade dieser Stein in die an diesem Ort erbaute christliche Wallfahrtskapelle einbezogen und zum Mittelpunkt einer den Kirchenbau motivierenden frommen Legende gemacht wurde. Diese Erzählung vom „Hosienwunder des Ritters Oswald Wölfer“ zeigt in besonders deutlicher Weise den Weg an, wie man es verstanden hat, germanische Sagen in christliche Legenden umzuwandeln.

Aber das auf den 25. März, als den angeblichen Gründonnerstag des Jahres 1384, datierte Ereignis mangelt es an zeitgenössischen Berichten; es ist auf der rechten Hälfte des Tympanons über dem Portal der von 1432 bis 1466 erbauten St. Oswald-Kirche und auf einem in der Kirche hängenden, um 1480 gemalten Tafelbilde dargestellt. Erst hundert Jahre später erschien die Legende im Druck (7).

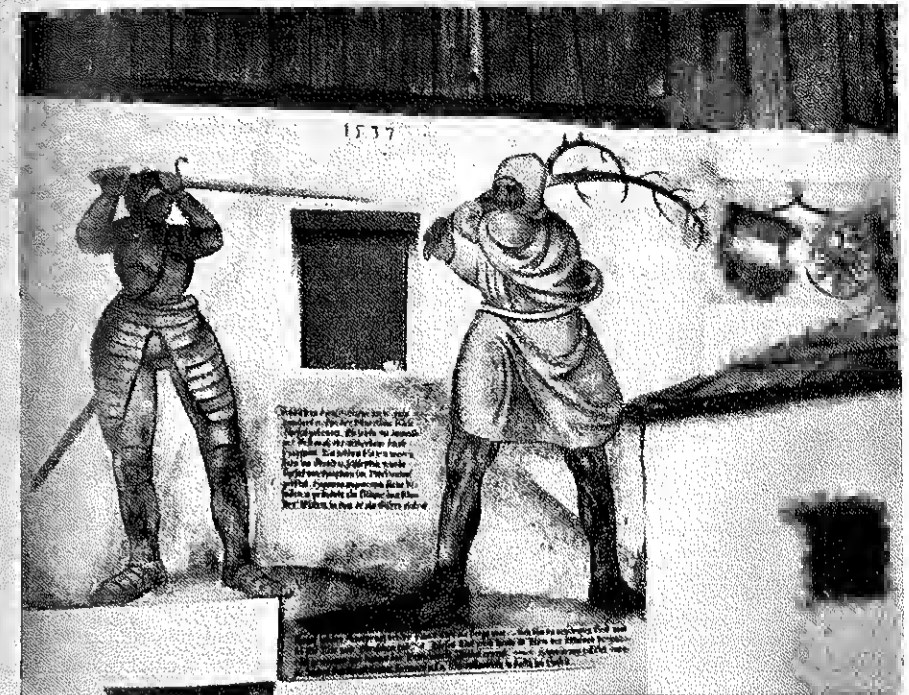


Abbildung 1. Aus H. Gerards „Seefeld in der Beschichte“, Kampf zwischen dem Riesen Hagen und Typhus, Fresko am „Häfenhaus“ in Leitzhen, Tirol. Aufn. Bildarchiv.

Es ist demerksenswert, daß kein Geringerer als der später heilig gesprochene Petrus Canisius, der als Führer der Gegenreformation und Ketzerverfolger bekannte geistliche Berater des Erzherzogs Ferdinand II., als Vorsitzender der zur Prüfung des Seefelder Wunders ernannten Kommission bestimmt wurde und selbst die Vorrede zu dem kleinen Büchlein geschrieben hat. Man kann daraus die Bedeutung entnehmen, welche man damals der Verbreitung dieser Wunderlegende zugeschrieben hat, als deren Hauptgestalt der als Raubritter und Belagerer übel beleumdete damalige Pfleger des Schloßberges, der Ritter Oswald Wölfer von Klamn genannt wird. Er soll am Gründonnerstag des Jahres 1384 vom Kapan „trüßlich“ das Altarsakrament in Gestalt der großen Messhostie gefordert und erhalten haben; dabei sei er bis an die Waden in den harten Stein versunken und habe zudem, als er mit der Rechten Halt

suchend an den Altarstein griff, diesem seltsam fünf Finger Spuren eingebrückt (8). Die Hostie aber hätte dort, wo sie Wölfers Mund berührte, blutrote Flecken bekommen.

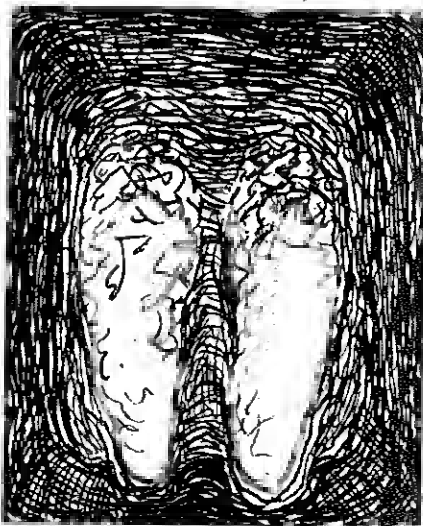
Die Wunder- oder Bluthostie ist heute noch zu sehen – altersbraun und verschrumpft ruht sie in der gotischen Monstranz, die der fromme Ritter Parzival von Weineck für sie hatte bauen lassen. Für die Echtheit hohen Alters scheinen ferner die Schenkungen des Landesherzogs Leopolds des Frommen zu zeugen, der 1386 der Kirche von Seefeld jährlich 3 Mark, dazu 5 Fuder von Maut und Zöllen ewiglich defreien Weines, ferner 1399 eine ewige Messe mit 4 Fuder Weines und 4 Mark stiftete, wie es ausdrücklich heißt „zu Ehren St. Oswalds und wegen der Zeichen von dem würdigen Sakrament des heiligen Fronleichnams, wie sie täglich geschehen“. Dieses Schenkungsmotiv ist entscheidend wichtig dadurch, daß es nichts vom gleichzeitigen

Hosienwunder des Ritters Döwals erwähnt, sondern die täglichen Wunderzeichen und nicht ein einmaliges Sonderwunder bezeugt. Daß diese Zeichen vor der blutenden Hostie kaum andere waren als Krankenheilungen – wie sie ähnlich sicherlich auch im vorchristlichen Heiligtum sich ereignet hatten –, dafür zeugen die zahlreichen Motivtafeln insbesondere im Seefeldlein desselben Ortes. Aber auch gegen diese wurde von benachbarten Kanzeln aus gepredigt, wie aus einem Sendschreiben des Kaisers Maximilian I. vom Jahre 1518 hervorgeht.

Vergleicht man ferner den von Petrus Canisius zeichnerischen Text der Wunderverählung mit der Schilderung auf dem um hundert Jahre älteren Bilde, so fällt zunächst auf, daß auf diesem keine Wallfahrtskapelle, sondern eine große gotische Kirche mit einem goldenen Hochaltar dargestellt ist, vor welchem ein kleinerer Altar steht, an dem ein Priester in goldenem Ornat die Messe liest und eben dem Ritter Döwals neben ihm die Hostie reicht; es steht aber fest, daß die alte, sehr kleine Kapelle nur einen Altar enthielt, eben jenen uralten Sandstein mit den fünf „Singer Spuren“; stimmt darin das Bild nicht, so will der Text vortäuschen, der Wandertag sei auf den Gründonnerstag gefallen; auch das kann nicht stimmen, denn sonst hätte der Priester auf dem älteren Bilde das schwarz-silberne Messkleid der Karwoche, nicht aber den Goldornat getragen. Die Lösung des Wanderrätsels liegt im Namen Döwals, der dem Kirchenpatron und dem Strauchritter gemeinsam war; denn jener Döwals Müller war der einzige unter den Schloßpflegern, der den Namen des Seefelders Schnupatrons trug. Was man – anscheinend vor der eigentlichen Gegenreformation – als angeblich historisches Wunderereignis erzählte, ist in Wirklichkeit ein nicht unbekannter Einzelzug aus der Legende Sankt Döwals, des englischen Heidenbekämpfers und Befehrs, von dem der besiegte König Gaudo als Preis für seine Bekehrung nach der bereits erfüllten Wiederbelebung seiner Mannen verlangte, er müsse aus dem harten Stein Wasser hervorzaubern. „Da hob Sankt Döwals seinen Fuß auf in dem Namen Gottes und stieß an einen harten Stein. Da stieß zuhand ein schönes Wasser heraus, so tief, daß es einem Manne bis an seine Knie ging (9).“

Damit ist das Geheimnis um das Hosienwunder des Ritters Döwals und um den Wunderstein von Seefeld geklärt. Das wirkliche Ereignis dürfte sich auf das Erscheinen von blutroten Flecken auf einer Hostie beschränkt haben, das vom abergläubischen Volke als Wunder anerkannt und sofort mit einer Legende aus dem Leben des Kirchenpatrons verquickt wurde. Lediglich deshalb wurde der einzige Namensgleiche unter den Schloßpflegern – der, ähnlich wie der Raubritter Eppel von Seilingen den Nürnbergern, seinen Seefeldern in der Erinnerung geblieben sein mag – als „Ersatz“ des Heiligen in die historische Legende einverflochten, zu dem Zwecke, den als wünschenswert angesehenen kausalen Zusammenhang zwischen dem jüngeren Hosienwunder und dem älteren Wunderstein herzustellen. Die Wahl St. Döwals zum Kirchenpatron und Nachfolger der germanischen Ditzgotttheit beweist eindeutig, daß der Wunderstein und die Heilquelle schon vorher bestanden – denn nur deshalb konnte sie gerade auf ihn, als den legendarisch Bestgeeigneten fallen. So hat die Klosterrappe der Perchta ihren Besitzer gewechselt; seltsam ist nur, daß die Legende den Wandertag nicht auf den des heiligen Döwals – den 5. August

Abbildung 2. Ungefähre Darstellung des vertieft in den Boden eingelassenen „Wundersteines“ bei Beleuchtung von oben.



– verlegt, sondern auf der altgermanischen Lenzgleit (10) – dem 25. März – belief, an dem Frau Perchta auszieht, um mit dem Wütenden Heer den Winter zu vertreiben und auf der neuergrünenden Flur als Ostara den Lenz einzuläuten. Der uralte Jahresmythos, die vorchristliche Perchten- und Osterfeler mit ihrem nächtlichen und heiteren Brauchtum dringt hier überzeugend durch die jüngere Legendenform.

Mag die Klosterrappe der roßgestalteten Perchta nun auch als christlicher Wunderstein inmitten der Seefelders Pfarrkirche stehen – die Heilskraft der Quelle und ihres Umraumes ist dem Seefeld erhalten geblieben. Einst germanisches Heiligtum um geweihte Quelle, dann christlicher Wallfahrtsort um St. Döwals Kapelle, ist es nun ein Kur- und Sportplatz geworden, der wie einst Ungezählten Erholung und Genesung bringt. Die Götter Germaniens sind nicht tot, auch wenn ihre Namen vergessen sind.

Otto Muck

(1) Nach der zusammenfassenden Darstellung in A. Berns „Seefeld in der Geschichte“ (Verlag J. P. Bachem, Köln 1940). – (2) Döwals = „der über den Pfaffen haltende“ oder „der starke (= validus) Pfaffe“. – (3) Wie St. Denis von Paris; Lucanus und Marcellus von Frankreich; Felix, Regula und Euphrantius von Mainz; Gebhard von Konstanz; Alban von England, von Mainz usw. – (4) Partnach = Ache der Perchten. – (5) Neben dem Ort liegt der sogenannte Wollsee. – (6) Pegasus zu Pega = Quell, wortwörtlich Quellpferd. – (7) „Von dem hoch- und weltberühmten Wunderzeichen, so sich mit dem hochheiligsten Sakrament des Altars auf dem Seefeld in der fürstlichen Grafschaft Tirol Anno 1384 zugetragen. Wahrhafte und gewisse Historia aus schriftlichen Urkunden an Jeho aus gnädigster Verordnung der fürstlichen Durchlaucht Erzherzog Ferdinand zu Österreich getreulich zusammengetragen und ordentlich beschreiben, so zuvor nie dergleichen geschehen und allen Christen zu lesen und zu wissen nützlich ist. Gedruckt zu Dillingen durch Johann Meier 1580.“ – (8) Tatsächlich weist der altertümlich roh behauene Altarstein fünf flache Einkerbungen auf, die sehr entfernt an die Form einer Menschenhand erinnern. – (9) „Der Heiligen Leben und Taten, das sind die schönsten Begeben aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts.“ Ausgewählt und übertragen von Severin Kattgers (Inselverlag 1922). Vgl. hierzu Oskar v. Zaboritzky „Urvätererbe in deutscher Volkssprache“ S. 219 v. Hase & Koehler, Leipzig 1936). – (10) Dr. Almd „Woban und germanischer Schicksalsglaube“, Diebstichs 1936 hat dargelegt, daß auch die dem Sagenkreis um den Wilden Jäger (südgermanisch Frau Holda oder Perchta) nahestehende Perseus-Mythe von der Fötung der Medusa und der Entstehung des Quellpferdes Pegasus in den Symbolbereich der Lenzgleit gehört; vgl. dazu „Die Perseus-Mythe“ in der ZS. f. Klages, S. 136.

Die Bücherwaage

Deutsche Kultur im Leben der Völker. Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums. Deutsche Akademie, München 1940, XV. Jg. Zeitnah, gediegen und abwechslungsreich sind die Überblicke und Untersuchungen, die im vorliegenden Jahrgang erschienen sind. So behandeln eine Reihe fesselnder Abhandlungen eingehend die deutschen Leistungen für Länder wie die Balkanstaaten oder die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Andere bringen wertvolle Einblicke in das Leben anderer Völker; hier sei der ausschlußreiche Aufsatz von Arpanda Sharma über Arga Samaja und seinen Gründer hervorgehoben, der die Vorgeschichte und die Grundlagen des Writens der indischen Befreiungsführer erläutert. Eine dritte Gruppe berichtet über deutsche Forschungsarbeit und untersucht einzelne wichtige Fragen der deutschen Geschichte. Hier ist der Beitrag von Otto Höfler, „Was es ein Einheitsbewußtsein der Germanen“, für unsere Leser von besonderem Wert. An Hand verschiedener alter Quellenstellen versucht der Verfasser zu zeigen, daß es völlig abwegig ist, den Germanen geschichtliche Überlieferung über viele Jahrhunderte und ein lebendiges Einheitsbewußtsein abzusprechen, das die politischen Maßnahmen weitgehend bestimmte. Nicht unerwähnt darf auch die Aufsatzreihe „Klingen um das Reich“ bleiben, in der Karl IV., Wallenstein und Prinz Eugen behandelt werden. Buchbesprechungen und Arbeitsberichte der Akademie und ihrer Außenstellen bilden den Abschluß der einzelnen Hefte. Gilbert Trautmann (im Felde)

Die Herzen liegen. Von Wolf Elysterman von Langenweide. Nordland Verlag, Berlin 1940. 346 S., RM. 5.80.

Vor uns liegt ein Roman des Weltkrieges, des Kampfes um Verbund. Der Gefreite Schwaab ist lippischer Bauernsohn. Die Treue zu seiner Art ist die Treue zum deut-

schen Volk, zum Ewigen im deutschen Wesen. Sie siegt in der Wahl zwischen Braut, Zivildienst, Heimat auf der einen und Front auf der anderen Seite; sie bewährt sich in der Kameradschaft des Krieges; sie siegt in der Wahl zwischen der Hölle von Verbrennung und einer Kasinoverordnung in der Etappe. Schwab irrt zum Kommunismus und findet zum Führer, zum sozialistischen Sozialismus. Mit dem Weg dieses Mannes ist eine Reihe von Einzelschicksalen verbunden. Aus dem Kriegserlebnis der Männer an der Front und der Frauen und Mädchen in der Heimat wächst bei Personen verschiedenster Berufsschichten und verschiedenen Alters durch die vielfältigen anerzogenen Vorurteile hindurch der neue Mensch, dessen Weg zum Führer führt. „Die Herzen siegen“, der gesunde Kern im deutschen Menschen, wenn auch viele erst zu ihm hin den Weg finden müssen, besteht, siegt und ist ewig. Der Ernst und die Größe dieses Grundgedankens des Buches werden durch übergroße Fülle des Stoffes und die Art des herbeigeführten „guten Endes“ abgeschwächt und etwas unpassend ins „Romantische“ gezogen. Das Buch ist den Kameraden an allen Fronten gewidmet; es ist geeignet, Kräfte zu wecken und zu erhalten, von denen auch unser Krieg heute getragen wird.

Werner Schulte

Gerhard Walz: Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt. Schriftenreihe Deutsches Ahnenerbe. Reihe B: Sachwissenschaftliche Untersuchungen, Bd. 1, Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1940. DM. 5.50/6.50.

Die Frage nach Herkunft und Frühentwicklung unserer Stämme hat für uns neuerlich an Bedeutung gewonnen, da wir die Grundelemente unserer Volkserbung seit der Annahme der Rassenidee einer neuerlichen Durchleuchtung unterziehen müssen.

Walz stellt in seinem Buch zuerst die Alamannen, dann die spätrömischen Verhältnisse in Südwestdeutschland dar, um das Auseinanderstoßen der Alamannen und Römer, ihre Auseinandersetzung, zu schildern. Für die germanische Volksgeschichte sowie für die Frage der „römisch-germanischen Kontinuität“ kann man also von diesem Buche allerhand erwarten. Der zweite, archäologische Teil und der dritte sind in der Tat mit der Sachkenntnis

des Althistorikers geschrieben, während der erste Teil (Die Alamannen) doch Wünsche offen läßt.

Das Entscheidende einer solchen Untersuchung ist, daß Herkunft, rassistische und soziologische Struktur eines derartigen Volkes so umfassend wie nur möglich dargestellt werden. Walz faßt daher zuerst die Herkunftsfrage an. Aber kein germanisches Volk fließen die Quellen so reichlich wie über die Alamannen, und trotzdem ist ihre Herkunft umstritten. Die einen sehen sie als ein Völkergemisch, die anderen als einen einheitlichen Stamm an. Walz neigt der letzteren Ansicht zu, erschöpft aber die Möglichkeit der Klarstellung nicht. So liegen Fundberichte vor, die uns die Alamannen als auffallend langschädlig, schmalgesichtig und groß darstellen, woraus doch eine Art Sautypus hervortritt und die Vermutung der Einheitlichkeit eine starke Befestigung erhält. Auch die Beschaffenheit ihres Hausgewerbes und die gewisse physiognomische Linie ihres Auftretens, dies alles deutet in eine Richtung.

Übrigens ist ihr Name mit dem kultischen Bereich in Verbindung gebracht worden. E. Heydt hat dargelegt, daß der Name mit Mah zusammenhänge, also Leute des Heiligtums bedeute (vgl. meine Grundlagen, Seite 286). Dies wäre zu prüfen gewesen. Stimmt diese Ansicht, dann ist klar, daß es sich um ein Volk aus sehr eindeutiger, ja geradezu einheitlicher Blutmischung handelt, denn Masse und Kult sind in den frühesten Anfängen eines solchen Volkes eng beieinanderliegende Dinge. Die Tatsache, daß die Alamannen eine Sippenverfassung besaßen, die staatsrechtliche Bedeutung hatte, spricht ebenfalls dafür. Allerdings hat Walz gerade diese Seite der Volksverfassung, die er nur kurz erwähnt, viel zu wenig tief angefaßt. Er kann über die in meinen „Grundlagen“ vorgelegten Dinge nicht hinaus, ja, er bleibt hinter deren Problematik weit zurück. Gut ist die Darstellung des äußeren Vorganges der Landnahme, dem er dann eine Schilderung der Siedlungsverfassung (Stammform, Ortsnamen, Hausformen, Reihengräber, Dorfgemeinschaft) folgen läßt. In den siedlungsgeographischen Belangen allerdings ist der Verfasser weniger zu Hause; so hat er auch die gegebenen Möglichkeiten zu wenig ausgeschöpft. Er zitiert meine „Grund-

lagen“, greift aber aus ihnen gerade das ausschlaggebende und erschöpfende nicht heraus, obwohl er sich mit denselben Fragen abmüht. Es wäre eine sehr lohnende Aufgabe, wenn der ganze Reihengräberbestand einmal für eine Darstellung der Dorfgemeinde der Alamannen systematisch ausgebeutet würde, wie es Walz parallel zu mir, aber auch nur in Umrissen, versucht.

Der zweite Teil „die römische Gegenseite“ ist sehr gut, hier ist der Verfasser sichtbar zu Hause. Die Hauptfrage ist die völkische Zusammensetzung des alemannischen Landnahmerraumes zu der Zeit, als die Römer ihn betreten und dann allerdings auch, als sie ihn verlassen mußten. Die Klärung dieser Verhältnisse gehört ja zu den Grundlagen des späteren alemannischen Stammeslebens. Zu den ältesten Vorfürern gehören in Alemannien aber auch die Schnurkeramiker, deren Spuren Walz nicht nachgegangen ist. Sie saßen ja im ganzen mittleren und unteren Neckarlande (vgl. Karte 33 meiner Grundlagen). Es entsteht die Frage, ob der für den schwäbischen Massentypus bezeichnende fällische Einschlag auf sie oder eine spätere Sachsenumsetzung zurückzuführen ist. Es wäre vielleicht von Wert, eine genaue, nach der Punktmethode gezeichnete Karte der schnurkeramischen Funde mit der römischen Einteilung der civitates und salus zu vergleichen; denn die Römer folgten ja bei ihrer Verwaltungsorganisation den ethnographischen Verhältnissen. Eine genaue Kartierung dieser oder der späteren Fundperioden ließe vielleicht auch einen Blick in die Fragen der „helvetischen Oben“ werfen. Walz hat hier übrigens vieles der alten verfehlten Ansichten abgebaut. Vor allem gilt dies auch von den bis her sehr umstrittenen Fragen nach den Gründen des späteren Hervortretens der gallischen und germanischen Kulturformen durch die ältere römische Schicht. Ich glaube, wir müssen allerdings noch stärker den Verfall der römischen Blutskraft ins Treffen führen. Die Ideen von Seef (Untergang der antiken Welt) müssen zur breiten Grundlage konstanter Forschungen werden. Die Germanisierung des Römischen Reiches, vor allem in solchen Randzonen, wie jenen Süd- und Westdeutschlands, war vor der Landnahme bereits eine viel weitergehende, als man heute

allgemein noch annimmt. In die Landräume und Gesellschaftsstufen der versagenden römischen Blutskraft begannen die Germanen schon in nachaugustäischer Zeit einzurücken. In vorliegendem Falle wäre auch die von P. Böfler angeworfene Frage der Nachbestattungen, die die Alamannen in ältere germanische Gräber in Württemberg vornahmen (vgl. meine Grundlagen, S. 226 ff.) eingehend zu erörtern gewesen, denn seit 1921, da Böfler diese wichtige Idee vorlegte, sind doch fast 20 Jahre ertragreicher Bodensichtung verstrichen (1). Hier handelt es sich allerdings um einen Vorgang, der die Zeit der Landnahme betrifft, aber Zustände anschniebt, die im tiefen Geleben des römischen Provinziallebens herrschten.

Der größte Abschnitt ist mit Recht der römisch-alemannischen Auseinandersetzung gewidmet; er ist der wichtigste des Buches und zugleich der beste (2). Sein Kernstück ist die Untersuchung des Schicksals der römischen Siedlungen, die bei den Limeskastellen beginnt, ins Innere des Landes vordringt und in den westlichen und südlichen Randzonen endet, also den Vormarschweg der Alamannen als Betrachtungsrichtung einschlägt. Diese Untersuchung zeigt, wie die Limesorte, die einzeln genau untersucht werden, als Siedlungen in den Alamannenstürmen untergingen, während die weiter innen gelegenen Orte immerhin, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, irgendwie besser erhalten blieben. Doch sei ihre Bevölkerung verflaut und unter die alemannischen Siedler verteilt worden. Der Gang dieser Untersuchung bestätigt meine auf ganz anderem Wege gewonnenen Ergebnisse, daß die Alamannen das Kernland am Limes ausgeräumt haben. Ganz anders waren die Verhältnisse jenseits des Rheins in Elßaß und Schwyz. Dort hielten römische Siedlungen durch und die Alamannen siedelten dann um sie herum.

Dieses Ergebnis ist von grundsätzlicher Bedeutung für die späteren Verfallsvorgänge innerhalb des Alamannenstammes geworden. Sehr richtig sieht Walz auch in der Wegnahme des Nordstückes 496 einen Grund, warum das Elßaß, das nun hinter dem Schwarzwald vom übrigen Alemannien getrennt lag, bald eigene Wege ging. Für die Erkenntnis dieser Gründe des Auseinander-

falles des Alamannenlandes liefert dieses Buch wertvolle Einsichten. Man empfindet, daß wir heute, im Zeitalter des alles überwindenden Verkehrs, die Aufgabe, aber auch die beste Möglichkeit haben, das Alamannenland durch einen einigenden Mittel- und Sammelpunkt von seiner jahrhundertalten Zersplittertheit zu befreien und diesem vielseitigen und reich begabten Stamme endlich die äußeren Möglichkeiten zu geben, das Große zu leisten, wozu er befähigt ist, sobald er alle seine Kräfte zusammenfassen kann, was ihm bisher nur vorübergehend gegönnt war.

A. Helbok

(1) S. 126 kommt Wals allerdings von einer anderen Seite her darauf zu sprechen. — (2) Sehr lesenswert und neue Arbeitswege eröffnend ist die Darstellung der kulturellen Auseinandersetzung, S. 120 ff.

Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler. Schriftenreihe Deutsches Ahnenerbe, B, Bd. 2, Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1940. M. 6.50/7.50.

Es handelt sich hier um eine Gemeinschaftsarbeit von Studenten aus dem Reichsberufswettkampf 1937/38.

Wintersweiler ist, wie hier überzeugend nachgewiesen wird, eine Siedlung, die aus dem typischen Vorgang der Weilerorte herausfällt. Es stellt eine Erneuerung eines Ingendorfes der Landnahmezeit dar, das abgegangen (Wüdingen) war. Das Grundwort weiler war zur Zeit der Erneuerung (9. Jh.) in Mode gewesen und wurde daher zur Namensgebung herangezogen. Der Ort in seiner neuen Gestalt gehört also dem 9. Jh. an, wie alle Weilerorte des Westens. Der Nachweis dieses außerordentlichen Vorganges gelang durch Heranziehung der Flurbilder, die so angeordnet sind, daß die Nachbardörfer Weimlingen, Blansingen und Huttlingen mit Wintersweiler in der Form eines vierteiligen Wappenschildes nebeneinander liegen, der Boden von Wintersweiler also im Gefüge einer Vierdörfergruppe der Landnahmezeit des Typs Ingen liegt. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn Wichtigstes über die drei Ingen-Orte und außerdem über die Flurform aller vier Dörfer vorgelegt worden wäre. Wir ist bekannt, daß zwei der drei Ingen-dörfer, Weimlingen und Huttlingen, bereits

763 genannt sind und seit der Jungsteinzeit Kunde sowie Germanengräber aufweisen. Das dritte, Blansingen, tritt erst 1094 urkundlich auf, es ist aber auch seit der Jungsteinzeit im Fundbild der Vorzeit.)

Da sonst die Weilerorte, wie ich nachgewiesen habe, der frühesten Periode des Landesbaues angehören und meist nicht auf dem günstigen Boden der Landnahmezeit liegen, ist Wintersweiler eine abweichende Analogiebildung geworden. Einzelheiten in dem Nachweise dieses Vorganges sind allerdings falsch. So ist nicht die „französische Volkshunde“, sondern der Germanist Behaghel der Schöpfer der Theorie vom römischen Ursprung der Weilerorte. Und die Heranziehung der Namensform der Ingendorfe zur Deutung einer Siedlung als Sippenfiedlung ist unter Berufung auf John Meier falsch, man hat die Auffassung, Ingendorfe seien Sippenorte, aufgegeben; ich habe in meinen „Grundlagen“ dann allerdings andere Möglichkeiten, die Sippenfiedlung zu ermitteln, nachgewiesen.

Durchaus veraltet ist auch die Ansicht, daß das Gewannflurdorf das „Urdorf der Völkerwanderungszeit“ sei. Seit den Darlegungen von Steinbach, Martiny und mir und neuerdings von Hömberg denken wir anders über diese Idee Meißens. Unhaltbar ist ebenso, daß das Zweiraumhaus nordischen Ursprungs sei, wenn man Grundrisse wie die auf Seite 45 ff. vorgelegten zum Ausgang nimmt. Es ist schade, daß bei dieser mit vielem Fleiß und gutem Geschick angelegten Untersuchung nicht ein erfahrener Siedlungsforscher zur Verfügung stand. Immerhin ist der Ertrag ein recht befriedigender, insbesondere was die Auswertung der späteren wehrhaften Volksverfassung und der Dingkultur des Dorfes für das germanische Ahnenerbe anlangt, womit ja das Ziel der Arbeit vielfach erreicht ist. Vielleicht wäre eine eingehende rassistische Untersuchung der vier Dörfer und weiter die sippenkundliche Bearbeitung ihrer Einwohner von wertvollem Ertrag gewesen. Diese Aufgabe könnte Gegenstand weiterer Arbeiten für den Reichsberufswettkampf in Karlsruhe werden, um ein abgeschlossenes Bild einer bedeutsamen Dörfergruppe des Rheintals vorzulegen.

A. Helbok

Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe“ / Reihe B: Sachwissenschaftliche Untersuchungen
Abt.: Arbeiten des Reichsberufswettkampfes der deutschen Studenten

Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler Reichsbeste Arbeit der Sparte „Deutsche Volksgeschichte“

Inhalt: Wintersweiler, eine germanische Siedlung der Landnahmezeit / Die Träger der Überlieferung im Wandel der Zeiten / Germanisches Erbe in Haus, Flur und Wirtschaft / Germanisches Volkserbe im heutigen Wintersweiler

Großquart, 68 Seiten, 21 Kunstdruckabbildungen. Kart. M. 6.50, Halbleinen M. 7.50

Presestimmen über Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler:

Dorfbücher, Helmskanden engerer Bezirke und ähnliche Bücher, die neuerdings in erfreulicher Zahl erscheinen, sind so recht geeignet, das immer lebhafter werdende Verlangen vieler nach Aufschluß über die Geschichte der engeren Heimat zu befriedigen. Die Bearbeiter sind durch Forschungen in der Literatur, den Archiven und im Orte selbst zu ihren Ergebnissen gekommen. Sie sehen in Wintersweiler eine germanische Siedlung der Landnahmezeit. Das Buch, das vom Verlag in Druck, Papler und Abbildungen glänzend ausgestattet ist, wird nicht nur dazu beitragen, die Jugend von Wintersweiler und seiner Umgebung zu arbeitsreinem Deutschstum zu erziehen, wie es die Bearbeiter erwarten, sondern kann Lesern im ganzen alamannischen Gebiet lehrreiche Aufschlüsse geben.

Stuttgarter Neues Tagblatt, 18. Oktober 1940

Wer an der Zusammenstellung einer solchen Dorfschönheit beteiligt ist, sei hier nachdrücklich hingewiesen auf eine Schrift, die ihm wegen der vorbildlichen Behandlung des Gegenstandes manchen Fingerzeig geben kann, auf den Beitrag „Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler“, eine Reichsbestarbeit im Reichsberufswettkampf der Studenten. In den vorzüglichen zahlreichen Abbildungen der geschmackvoll ausgestatteten Schrift tritt uns dieses Volkserbe anschaulich entgegen.

Niedersächsische Tageszeitung, Hannover, 30. Juli 1940

Verlagsankündigungen kostenlos vom

Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11

In Kürze erscheint die zweite neu bearbeitete Auflage von:

Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe“ / Reihe B: Sachwissenschaftliche Untersuchungen
Abteilung: Studentische Arbeiten der deutschen Universitäten, Hoch- und Fachschulen, Band I

Gerhard Julius Wals / Die Alamannen

in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt. Untersuchungen zur germanischen Landnahme

8°, 247 Seiten. Kartoniert M. 5.50, Halbleinen M. 6.50

Presestimmen zu Wals „Die Alamannen“:

Die Untersuchungen von Gerhard Wals erstrecken sich auf die Vorgänge, die eigentlich erst zur Bildung eines alamannischen Stammes führen; sie reichen insofern über die Stammesgeschichte hinaus, als mit dem Vorstoß der Alamannen über den Rhein dem Römertum zum ersten Male ein Grenzgebiet für immer entziffen und ein allgemeiner Aufbruch der Germanen gegen das Römertum eingeleitet wurde. Walter Wehe, „Das Reich“, 4. Mai 1941

Wals stellt in diesem tüchtigen Erstlingswerk die literarischen und monumentalen Zeugnisse über die Alamannen sorgfältig zusammen und gibt eine kritische Einführung in die wissenschaftliche Arbeit, die dem Gegenstand gewidmet worden ist. In drei Hauptabschnitten behandelt er zuerst die Alamannen selber, dann die „römische“ Gegenwelt und schließlich ihre Auseinandersetzung. Besonders eindringend untersucht er den Verlauf und die Folgen der beiden „Landnahmen“ und Neuanfiedlungen, der ersten nach dem Fall des Roms im Jahre 260 und der zweiten nach dem endgültigen Einbruch über den Rhein im 5. Jahrhundert. Zugrunde gelegt ist eine sorgfältige Würdigung der Flurformen, Hausformen, Gräber, Dorfgenossenschaften auf der alamannischen Seite, des erkennbaren Wirtschaft- und Kulturstandes auf der Gegenseite. Felix Stähelin, „Zeitschrift für Schweiz. Geschichte“, Heft 1, 1941

Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11

Hauptverleger: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pöhlertstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck: Kasper & Gollmer, München. Diffendruck: P. P. Hummer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.